Biogr. o. 322

M. v. O.
Biogr.
0.331.

Leben
und
Selbſtbildungsgeſchichte
des
Gelehrten Bauers,
Nicolaus Schmidt,
ſonſt **Künzel** benannt
zu Rodenacker
im Voigtlande.

Ein
Beitrag zu der Gelehrten= und Sitten=
geſchichte des 17. Jahrhunderts.

Zum
zweihundertjährigen Andenken an den Aus=
bruch des dreißigjährigen Krieges im
Voigtlande im Jahre 1632,
von

Joh. Heinrich Scherber,
Pfarrer zu Berg.

Schleiz,
gedruckt und zu haben bei Joh. Heinrich Reizenstein,
1832.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Suum cuique decus posteritas rependit.
Tacit. Annal.

Was hier mitgetheilt wird, iſt kein Mittelding zwiſchen Lebensbeſchreibung und Roman. Man war befliſſen, allenthalben der hiſtoriſchen Wahrheit getreu nach zu gehen. Daher iſt Schmidt=Künzel, der zu ſeiner Zeit weit gekannte, viel bewunderte, gelehrte Bauer auf Rodenacker, dargeſtellt weder gelehrter noch ungelehrter, weder beſſer noch ſchlechter, als ſeine Manen dem Verfaſſer in der Wirklichkeit erſchienen ſind. Unverſehrt ſtehen ließ man ſelbſt die Alterthumsflecken, die bei charakteriſtiſchen Darſtellungen eben das ſind, was bei alten Münzen der metalliſche Roſt, der nicht, wie Jean Paul erinnert, abgekratzt werden darf, wenn nicht

ihre Kenntlichkeit und Schönheit zugleich zerſtört werden ſoll. Eben darum hat man den Heimgegangenen ſtets, in wie weit es geſchehen konnte, mit ſeinen eigenen Worten, ſo wie mit den Worten ſeiner Zeitgenoſſen, herüberſprechen laſſen in die Tage einer faſt zweihundertjährigen Vergangenheit. Sollten gleichwohl manche Züge friſcher, als das Originale zu erlauben ſcheint, aufgetragen ſeyn; ſo iſt dies eine Abirrung, die in der Natur der Sache liegt, und die der Biographe gemein hat mit dem Maler, indem bei dem Kopiren eines Alterthumsſtückes, wie ſchon Plinius bemerkt, die Hand zum Verſchönern (Aberratio in melius) von ſelbſt ſich hinneigt; — zwar immer ein Fehler, der jedoch leicht verziehen wird vor dem Richterſtuhle der Humanität.

Nächſtdem bezweckt die Lebensgeſchichte des gelehrten Bauers eine zeitgemäße Abſicht. Er ſoll zu ſeinen jetztlebenden Landsleuten Sprecher ſeyn über die wichtigſten Ereigniſſe des dreißigjährigen Krieges im Voigtlande, ausgebrochen nach der Hauptſchlacht bei Lützen im Jahre 1632, deren zweihundertjähriges Andenken der gegenwärtige Jahreslauf erneuert. Jene unvergeßbare Unglückszeit hat erfahren, und vom Anfange an bis zu ihrem Ende durchlebt, der gelehrte Bauer in all ihren Ab-

wechslungen und Drangſalen. Der allgemeine Vortrag der dreißigjährigen Kriegsgeſchichte, gehoben auf den Fittigen der speciellen Vaterlandsereigniſſe, gewinnt erſt, vorzüglich in den Schulen, Reiz, Werth und gemüthliche Lebendigkeit.

Möchte Schmidt-Künzel, wie derſelbe hier erſcheint, einer wohlwollenden Aufnahme ſich erfreuen und der ſeltene Gelehrte ſeines Jahrhunderts bei der Jetztwelt eine gerechtere Würdigung finden, als die ihm früher wiederfahren iſt von einigen Gelehrten, die mehr kritiſch geſtimmt waren, als befreundet der hiſtoriſchen Wahrheit! —

Berg, am 9. Auguſt 1832.

Scherber.

Ueberſicht.

Frühere Lebens-Hälfte v. J. 1606 bis 1640.

Seite

1) Damaliger Zeitlauf . . . . . . 3.

2) Des gelehrten Bauers Rang und Anſehen unter den Gelehrten ſeiner Zeit . 14.

3) Deſſen Geburtsland, Abſtammung und frühere Jugendjahre . . . . . 22.

4) Künzel fängt an zu lernen . . . 32.

5) Künzel legt ſich auf gelehrte Sprachen, beſonders auf orientaliſche, und ſtudirt Geographie . . . . 41.

6) Er befreundet ſich mit der Tonkunſt . . 47.

7) Er ſtudirt Natur-, Stern- und Witterungskunde . . . . 53.

8) Er wird gerufen an Fürſtenhöfe . . 59.

9) Er heurathet . . . . . . 64.

10) Seine Bibliothek wird geplündert . . 67.

Spätere Lebens-Hälfte v. J. 1640 bis 1671.

Seite.

11) Schmidts Gelehrtenreiſe nach Nürnberg . 75.

12) Ihm wird die Ehrenbenennug: „der gelehrte Bauer," beigelegt . . . . . 83.

13) Er legt zu Dresden und Gera Proben ſeiner Sprachkunde ab . . . . . 90.

14) Über des gelehrten Bauers Sprachkunde . 97.

15) Einfluß einiger Gelehrten auf ſeine Bildung 102.

16) Der gelehrte Bauer ſchreibt Kalender . . 109.

17) Des gelehrten Bauers Schattenſeite: als Aſtrologe, Chiromantiſt, Incantator u. d. 117.

18) Sein Lebensabend . . . . . . 126.

19) Seine letzten Stunden. Leichenbegängniß. Hinterlaſſene . . . . . . 131.

20) Schlußbemerkung . . . . . . 139.

Des
gelehrten Bauers
frühere Lebens-Hälfte.

Vom Jahre 1606 bis 1640.

Taub bin ich — ſpricht man mir von Thaten, die
man thun will, vor;
Doch von geſcheh'nen: lauter Ohr!

Klopſtock's deutſche Gelehrtenrepublik.

1.

Damaliger Zeitlauf.

Um die Zeit, als der gelehrte Bauer geboren wurde, war ein bedenklicher Zeitlauf. In der Menſchenwelt herrſchte eine lauſchige Stille, wie vor dem Ausbruche eines Gewitters. Gegen achtzig Jahre hatte Voigtland den Krieg und ſeine Schreckniſſe nicht geſehen. Die letzte, erſchütternde Kriegsbewegung war die Belagerung der Stadt Hof, und deren Befreiungstag am neunten Juli des Jahres 1554. Seitdem wohnten ſeine Bürger unter der beglückenden Palme des Friedens. Man freute ſich allenthalben eines genüglichen Wohlſtandes. Hie und da waren einzelne Familien, wie die Galaße zu Tanna, die Hildebrande zu Hof u. a., in der Umgegend bekannt, als überreiche Leute. In allen Gewerben regte ſich neues Leben. Der Handel erwachte, die ſchönen Künſte zogen ein, die Wiſſenſchaften ſeit der Stiftung der Gymnaſien zu Gera und Hof nahmen einen höheren Schwung. Die Söhne des Adels gingen häufig auf Reiſen, und brachten des Nützlichen und Schönen viel zurück in die heimatlichen Gegenden. Kampfluſtige Ritter aber zogen, weil daheim mit dem Degen nichts zu thun war, in den Türkenkrieg.

Dagegen laſteten auf Voigtlands Bewohnern mancherlei ſchwere Übel. Faſt jedes Jahr kehrten peſtartige Krankheiten zurück. Rettungslos ſtarben die Menſchen dahin, wie die Mücken. Der Vater ſchleppte ſeine Kinder zu Grabe, ein Gatte den andern, und oft war Niemand da, der die Todten begraben hätte. Verſchloſſen waren die Schulen, die Pflanzgärten der Wiſſenſchaften. Die thätigſten Lehrer ſchieden dahin in der ſchönſten Blüthe ihrer Wirkſamkeit. Noch furchtbarer, als anſteckende Krankheiten, wütheten Unwiſſenheit, Aberglaube und Sittenloſigkeit. Nicht ſo günſtig, wie in unſern Tagen, waren die Zeitumſtände den Schulen und ihren Lehrern. Schaarenweiſe wuchs das junge Landvolk auf, roh und bildungslos. In ganzen Dorfgemeinden war ſelten Jemand zu finden, der hätte leſen und ſchreiben können. Blutige Auftritte, veranlaßt aus Trunkenheit und Zornwuth, gehörten zu den Alltagsgeſchichten. Verrückte Perſonen irrten hie und da auf freiem Felde, wie wilde Thiere, aufſichtslos umher. Bisweilen wurden einzelne Menſchen, ohne zu wiſſen, wie ihnen geſchah, von einer thieriſchen Mordwuth ergriffen, wie denn ein Bauer zu Eliasbrunn auf Einen Tag erſchlagen hat alle ſeine Hausgenoſſen, an der Zahl neun Perſonen, bei deſſen Beſtrafung auch die ſeltene Strafe die Niederreiſſung ſeines Wohnhauſes, in Anwendung gebracht wurde. Außerdem umnebelte der unſinnigſte Aberglaube die Köpfe. Da war keine Gegend, kein Ort, kein Haus, kein Fußpfad, wo nicht irgend ein Unhold ſein Weſen getrieben hätte. Eine Geſpenſtergeſchichte drängte die andere, und ſtets war die neueſte die abentheuerlichſte. Die gottesdienſtlichen Übungen waren mechaniſch, geiſtlos, wenig fruchtbringend. Was man auf den Kanzeln verhandelte, waren meiſt theologiſche Spitzfün-

digkeiten. Nebenher aber erwachte eine Partei, welche anfing, mehr auf ein thätiges Chriſtenthum zu dringen, bezeichnet mit dem Namen der Pietät.

Noch weniger erheitert waren die Ausſichten am politiſchen Himmel. Was ſolchen trübte, waren die obſchwebenden Religionsſtreitigkeiten zwiſchen Katholiken und Proteſtanten. Es dauerte wirklich nur wenige Jahre, als die herrſchende Stille unterbrochen wurde. Im Anzuge war der unglücksſchwangere Krieg, welcher Deutſchlands Provinzen verwüſtete dreißig Jahre. Seit dem Ausbruche deſſelben im Jahre 1618 ſahe man im Voigtlande aus der Ferne dem drohenden Zeitereigniſſe vierzehn Jahre zu, wie dem Zuge eines kommenden Gewitters. Die Vorboten der verhängnißvollen Zeit waren bemerklich genug in dem Stocken der Gewerbe, in drückenden Durchmärſchen, in verübten Gewaltthätigkeiten, in der Menge Vertriebener, welche liebreiche Aufnahme ſuchten, in den angeordneten Betſtunden wegen naher Kriegsgefahr u. d. Schreckhaft hallte der Kannonendonner herüber aus Böhmen in Voigtlands benachbarte Gauen.

Gerade vor jetzt 200 Jahren aber, als man die Jahrzahl 1632 ſchrieb, war das Kriegsgewitter den Ufern der Saale und des Main's näher gekommen. Was ſolches herbeizog, waren die Voranſtalten zu der blutigen Schlacht bei Lützen. Von ſtund an war Voigtland der Schauplatz gehäufter Kriegsbedrängniſſe. Alle Straßen und Ortſchaften zwiſchen Plauen, Hof, Lobenſtein, Schleiz Gera u. ſ. w., waren angefüllt mit plündernden Soldatenſchwärmen. Schon die Vorzeichen jenes ganzen Jahreslaufes deuteten hin auf die Nähe eines fatalen Stundenſchlages. Der erſte Schreckensauftritt galt der Stadt Hof, unvermuthet überfallen am 13.

Juni von plündernden Croaten. Bald darauf, mitten in der Erndte am 9. Auguſt, trifft der kaiſerl. Obriſt Graf Holky mit 18,000 Mann zu Münchberg ein, und ſetzt Alles in Schrecken mit Morden und Brennen weit umher. „Sie haben, wird angemerkt a), plötzlich niedergehauen zu Helmitz (Helmbrechts) 15, zu Naila 26 Mann, — am 10. Auguſt Hof einbekommen, geplündert und in die 5000 Rthlr. Brandſchatzung erpreßt, Ködiz herunter gebrannt, zu Schlegel, Brandſtein, Gottsmannsgrün übel gehauſt. — Auf dieſes Vorſpiel folgte erſt der Hauptauftritt, als der junge, ſiegsdurſtige Wallenſtein in Perſon herbeieilt. Er geht ſeiner Armee voraus, und verweilt am 6. October einen Tag zu Hof. Sogleich folgt dieſelbe ihm am 9. d. Mts. feſten Fußes nach, und überſchwemmt die ganze Gegend." „Damals hat man, zu Lobenſtein auf dem alten Schloſſe mit trefflichem Schießen tapfer ſich gewehrt. Auf dem Rückwege zünden ſie Selbitz, Reitzenſtein, Iſſigau und Moos an. Zu Berg erbrechen ſie die Kirche, rauben Kelch und Altartuch, nehmen von den ritterlichen Monumenten die vergoldeten Degen, Sporren, Cornets ꝛc, und treiben fort über 1000 Stück Vieh mit allen Pferden. Sie haben Getreide und Fütterung zu Schanden gemacht, allenthalben viele Leute gefangen, beſchädigt, niedergehauen. Niemand durfte ſich ſehen laſſen. Die Menſchen flüchteten in Hölzer und Felſenhölen. Der Jammer war um ſo größer, weil es ſehr regnete und ſchneiete, und die Leute, ſonderlich die Kinder, im Freien nicht aushalten konnten. Da brach männiglich das Herz. Des Lebens müde, flehten Eltern und Kin-

a) Berg. Kirchenbuch.

der, Jünglinge und Greiſe um den lieben, jüngſten Tag.“ —

Wie an den Ufern der Saale, ſo wehklagte man an den Quellen des Main’s und der Eger über die Unmenſchlichkeiten der Wallenſtein’ſchen Raubhorden. Überfallen war die Stadt Bayreuth unter dem Marcheſe de Grana. Da dieſelben die geforderte Brandſchatzung von 10,000 Rthlr. auf der Stelle vollſtändig zu erlegen unvermögend war, wurden die Vornehmen der Stadt, als Geiſeln ausgehoben, darunter auch nebſt dem Superintendenten M. Stumpf, der ehrwürdige Diak. M. Theubelius. Gewaltſam herausgeriſſen aus den Umarmungen der troſtloſen Ihrigen, angeſchloſſen an Karren, wie Verbrecher, wurden ſie, jeder Art des Elendes preis gegeben, fortgeſchleppt über Plauen und Weida bis zu den Kriegsauftritten bei Leipzig und Lützen. Dem dichteſten Kugelregen ausgeſetzt, mußten ſie jene Bataillen aushalten. Was damals auf dem Spiele ſtand, war kein geringerer Preis, als das Schickſal der Proteſtanten im Kampfe mit der katholiſchen Gegenpartei. Die Entſcheidungsſchlacht bei Lützen, geliefert am Tage Leonhardi, den 6. Nov., war ſiegreich für die Schweden. Der übermüthige kaiſerl. General Wallenſtein wurde in ſchimpflicher Flucht zurückgedrängt nach Böhmen. Von nun an waren Voigtlandsbezirke unausgeſetzt ein Tummelplatz der kämpfenden Parteien. Höher ſtieg die Kriegsnoth mit jedem Jahre.

Das Elend der Zeit machte die Menſchen empfänglich für jedes Krankheitsübel. Schon im Jahre 1611 zeigte ſich, nach einer ungewöhnlichen Ergießung der Saale, ein ſchnell tödtender Zufall, genannt die kalte Luft, der ſeltſame Schauer, da die Menſchen jähling darnieder kamen, ſprachlos

wurden und dahin ſtarben in ungewöhnlicher Zeitkürze.

Mehrmals zeigte ſich ſelbſt die ſchreckliche Peſtſeuche des ſchwarzen Todes, hier genannt: Ungnade. Dies war der Fall im Jahre 1626 zu Tanna, Göritz und andern ſonſt lüftigen Berghöhen. Nicht blos die Annäherung an die Kranken, — ſelbſt die Berührung deſſen, was ihm angehörte, pflanzte den Giftſtoff fort. Vielfältig ſtarben dahin alle Bewohner eines Hauſes, bis auf die Hausthiere, hinter dem zuerſt Angeſteckten. Vergebens verſuchten ihre Kunſt die Ärzte. Da bemächtigte ſich Todesfurcht der verzweifelnden Menſchenherzen. Blutsfreunde, Angehörige und Nachbarn flohen einander, ſelbſt Eltern verließen ihre ſterbenden Kinder. Öfters in Ein Grab zuſammen wurden verſcharret Mann, Weib und ihre Kinder.

Am drangſalsvollſten waren die Kriegsjahre von 1633 bis 1635. Der Fortlauf der Kriegsereigniſſe war dieſer:

Zu Anfang des Jahres 1633 marſchirt Herzog Bernhardt von Weimar mit 20,000 Mann, nachdem dieſe den Reußiſchen Landen mit Plündern und Rauben hart zugeſetzt hatten, in das Reich gegen das Städtchen Weismain. Dadurch werden die Kaiſerlichen, welche um Eger lagen, herbeigezogen; den Nachtrab ereilt der kaiſerliche Obriſt Keggelwitz mit 600 Reutern bei Saalburg. Sie plündern das Städtchen, bringen den Pfarrer und Kaplan nebſt den rechtſchaffenſten Bürgern um das Leben, verwüſten Kirche und Altar, und treiben auf dem Rückwege über Seubtendorf, Schildbach ꝛc. fort bei 2000 Stück Vieh. Der bayreuthiſche Major, Alexander von Beulwitz auf Hirſchberg und Gottsmannsgrün, welcher auf ſeinen Gütern

60 Mann Reuter unterhielt, wagt es, ihnen bei Blintendorf den Paß zu verlegen; er wird von einer Compagnie Reuter verfolgt und entrinnt zu Schnarchenreuth mit Noth ihren Händen. Sechs Wochen lang herrſchte die größte Unſicherheit. Während dieſes Sturmes wurde alles Vieh weggetrieben. Die Einwohner entwichen mit Weib und Kindern. Vier kaiſerliche Obriſten lagen zu Hof: Keggelwitz, Corpus, Beigott und Vorgatſch, lauter gefürchtete Namen! Nicht einmal die Todten konnten ordentlich zur Erde beſtattet werden. Was dieſem Drangſale einigermaaßen Luft zu machen ſchien, war die unerwartete Ankunft des Herzogs Wilhelm von Weimar zu Hof mit 6000 Mann vereinigter Schweden und Sachſen. Wer aber am wenigſten Gutes von ihnen ſich zu verſprechen hatte, waren die Reußenlande, zugethan der kaiſerl. Partei. Ihnen ſetzten zu die Obriſten: Taub und Taupadel: jener um Plauen, dieſer um Schleiz. Auch zu Hirſchberg fand ſich am 17. Mai ein neuer Gaſt ein, Obriſt Roſen mit 1000 Reutern.— Endlich erſcheint die erſehnte Erlöſungsſtunde, und das ſchwediſche Kriegsvolk, 6000 Mann ſtark, bricht auf von Hof, und nimmt ſeinen Marſch über Steben gegen die belagerte Feſte Kronach. Ein neues Unglück! Stehenden Fußes folgen die Kaiſerlichen nach. Am 13. Juni plündert Beigott zu Hof. Eine ſchwediſche Hülfe eilt herbei, und macht es noch ärger. Im Juli verlegen Taub und Taupadel ihre Quartiere nach Gefell. Neue Drangſale von den Schweden! Eben ſo, als der kaiſerliche Obriſt Dreſe zu Hof eintrifft, und von hier vertrieben, ſein Hauptquartier zu Münchberg nimmt, und Alles in Schrecken ſetzt. Damals wurde Naila angezündet, Lichtenberg geplündert und ausge-

brannt, u. ſ. w. Unmenſchliche Grauſamkeiten wurden verübt. Die Kaiſerlichen goſſen den Menſchen ſtinkendes Waſſer in den Hals, und nannten dieſe Grauſamkeit den ſchwediſchen Trunk. In jenen Schrekkenstagen veroffenbarte ſich zugleich ein ſchönes Beiſpiel muthvoller Vaterliebe. Hans Stelz von Pottiga, dem ſein Sohn fortgeführt, zwiſchen Hohen- und Tiefendorf erſchoſſen, und von den Schweden neben einem Croaten auf freiem Felde begraben wurde, verachtend die Lebensgefahr, gräbt ſeinen Sohn aus, ſteckt die Körperhülle in einen Sack, und begräbt ſolche ehrenvoll nach Berg. In den Gegenden um Gera, Ronneburg ꝛc. trieben ſich herum die Croaten des Obriſten Horatius Paulus. Die ſchöne Stadt Weida wurde in die Aſche gelegt. — So drangſalsvoll war das Jahr 1633.

Nicht froher war das Jahr 1634. Aus den bayreuthiſchen Sechsämtern ſtreiften des Obriſten Corpus Soldaten herüber in das Voigtland mit Mord und Brand. Das Unglück ſteigerte ſich mit wiederholter Belagerung der Feſte Kronach. Damals ſchwärmten die Kaiſerlichen herum mit Sengen und Brennen. Sie zündeten an Helmbrechts, brannten am 31. Februar ab Lichtenberg bis auf drei Häuslein; eben ſo Steben, Langenbach ꝛc.

Dieſes feindſelige Streifen dieſſeits dauerte fort bis in den Mai, während die Gegenden jenſeits der Saale nicht weniger mitgenommen wurden von den unchriſtlich geſinnten Croaten. Schwer heimgeſucht wurde Schleiz mit Morden, Brand und Plünderung. Ein gleiches Schickſal betraf Lobenſtein. Damals ereignete ſich ein höchſt tragiſcher Auftritt. Einer Streifpartei, welche alles Vieh um Stökketen, Ullersreuth ꝛc. wegtrieb, ſetzten einige beherzte Männer nach, die ſämmtlich auf Einer

Stelle zwiſchen Moos und Sachſenvorwerk jämmerlich niedergehauen, am 13. Juni nach Berg begraben wurden mit höchſtem Wehklagen: der Schulz, Paul Zehe, Conr. Roſt, ein Zimmermann, Heinz Ernſt, Hans Fiſcher, Hans Stöcker, Hans Rank, Andreas Patzer, Veit Fraas, Joſt Wenig, meiſtentheils von Fröſsen, und alle Männer guten Lobes. Allenthalben ereignen ſich Schrekkensauftritte.

So beſchaffen war der Fortlauf der erſten Kriegsjahre. Erſt mit dem Jahre 1636 änderte ſich der Kriegsſchauplatz; er zog ſich hin nach Sachſen und Meißen, und Voigtland bekam etwas Luft.

Mitten nun im raſcheſten Fortlaufe ſolch einer verhängnißvollen Zeit that im Voigtlande ſich hervor ein ſchlichter Bauernſohn, der durch ſein gelehrtes Wiſſen in großen Ruf kam. Was man an ihm am meiſten bewunderte, war ſeine ausgebreitete Kunde in fremden und dazu meiſtentheils noch unbekannten orientaliſchen Sprachen. Auch in einigen höheren Wiſſenſchaften beſaß derſelbe, wie ſtudirte Gelehrte, eine gründliche Einſicht. Nicht weniger Verwunderung erregte die Art und Weiſe, wie er dieſer Schätze des gelehrten Wiſſens ſich bemächtigt hätte. Nie hatte er eine Schule geſehen, nie die belebende Stimme eines Lehrers gehört. Auch er, wie jeder Bauerknabe, war aufgewachſen mit der Geiſel in der Hand; er hatte nie einem andern Berufe obgelegen, als dem eines Bauers. Der rohe Sohn der Natur, der einſame Selbſtzögling, wurde betrachtet, als eine ungewöhnliche Erſcheinung. Verwunderungsvoll ſprach man von ihm, wie in den

Hütten der Niedrigen, ſo an den Höfen der Hohen. Seiner wurde gedacht nicht blos in den fliegenden Gerüchten des Pöbels, der viel ſpricht und wenig denkt; auch in öffentlicher Schrift war von ihm die Rede. Am erſten brachte ſeinen Namen zur Sprache ein damals hochgeachteter Schriftſteller, der zu Voigtland's Geſchichte die erſten Grundlinien verzeichnete, Chr. Ph. v. Waldenfels b), der berichtet: „In unſerm Voigtlande lebt gegenwärtig im gemeinen Bauernſtande ein Eingeborner, Nicolaus Smidius, vulgo Künzel, oder der gelehrte Bauer, der faſt alle Sprachen verſteht, in der Aſtrologie ſehr erfahren iſt, und Jedermanns Bewunderung auf ſich zieht."

Verdient ein Jüngling, der, ſchon frühzeitig zu den Wiſſenſchaften angeführt, mit der Zeit etwas Vorzügliches leiſtet, geachtet und hervorgezogen zu werden: wie vielmehr ein einſamer, raſtlos anſtrebender Selbſtzögling, der begeiſtert von Vorliebe für die Wiſſenſchaften, das Werk ſeiner gelehrten Selbſtbildung ſo einzig beginnt, ſo muthvoll und aufopfernd verfolgt, und ſo rühmlich endet, wie Schmidt-Künzel auf Rodenacker? Derſelbe, obgleich er, wie alle ungewöhnliche Erſcheinungen den Reiz der Neuheit verloren hat, darf doch einer ſchmählichen Vergeſſenheit nicht Preis gegeben werden, und dies um ſo weniger, da Alles, was man bisher von ihm zu ſagen weiß, nur Bruchſtücke ſind, hergenommen theils aus ſeiner dürftig mitgetheilten Autobiographie c), theils aus dem kirchlichen Lebenslaufe d), theils aus

---

b) Monument. histor. de Voitland. Narisc. Cur. 1662.

c) Eingedruckt in ſeinen Kalender für das Jahr 1655.

d) Beigegeben der Leichenpredigt.

M. E. Zopff's Nachrichten e), ſo gegeben, daß ſolche eben ſo wenig eine anſchauliche, geſchweige denn eine liebliche, Anſicht gewähren, wie die vereinzelten, verbindungslos hingeworfenen Reſte eines ehemals belebten Ganzen. Aber auch die beiden erſten Quellſchriften waren ſchon zwanzig Jahre nach Künzel's Tode ſo ſehr vergriffen, daß man ſich dieſelben blos in Abſchriften mittheilte, und der pſeudonyme Miſander (Haßmann) es für räthlich erachtete, den Lebenslauf, zu einiger Verſtändigung über des gelehrten Bauers Leben und Studiren, in ſeinen 1690 erſchienenen Delic. Bibl. S. 684. ff., vollſtändig abdrucken zu laſſen. — Dabei iſt es je und immer verblieben. Was man in der Folge auf die Bahn brachte, waren einzelne Urtheile, hingegeben in Bauſch und Bogen, die nie genügen, wenig gefallen. Der gelehrte Geſchichtsforſcher, Herr Superintendent Brömel zu Lobenſtein, dieſe Mangelhaftigkeit wahrnehmend, hatte ſich zwar vorgenommen, des gelehrten Bauers Leben einer gründlicheren Unterſuchung zu unterwerfen f); aber Altersſchwäche, — Todesreife! — —

---

e) Deſſen Reuß-Gerauiſche Stadt- und Landchron. bei dem J. 1646.

f) Nach einem gefälligen Schreiben vom 18. Novbr. 1818. — Ob wirklich, wie irgendwo angegeben wird, in den Berliniſchen und Dresdner Samml. von dem ehemaligen Superintendenten M. J. Th. Küneth zu Bayreuth, eine Abhandlung „vom beſondern Leben und Vielwiſſen des gelehrten Bauers Künzel,“ enthalten ſey, konnte man nicht erforſchen.

2.

Des gelehrten Bauers Rang und Anſehen unter den Gelehrten ſeiner Zeit.

Bisweilen zanken die Gelehrten blos um einen Namen; am Ende meinen ſie einerlei oder nichts. So iſt über Künzel's Gelehrtſeyn viel geurtheilt, aber wenig Grundhaltendes ermittelt worden. Wie in unſern Tagen die Sache ſteht, würde derſelbe allerdings eine unnatürliche, und deshalb lächerliche Gelehrtenrolle ſpielen. Man hat aber ſeine Gelehrtenwürde zu ermäßigen, nicht aus dem Standpunkte der Wiſſenſchaftlichkeit in der Folgezeit, ſondern nach Maaßgabe des Jahrhunderts, dem er angehört. Immer, nur wenige Fälle ausgenommen, hat die Nachwelt das Urtheil gelten zu laſſen, welches die gleichzeitig Lebenden über den Werth eines ihrer Zeitgenoſſen abgeben. Wie viel berühmte Namen am Gelehrtenhimmel würden ſonſt erlöſchen? Was würde werden ſelbſt aus jenen Griechenland's ſieben Weiſen? Die richtende Nachwelt muß ihr Stimmrecht nicht über die Gebühr ausdehnen. Sie handelt beides, unwahr und ungerecht, wenn ſie es wagt, einen Geachteten der Vorzeit ſeines wohlerworbenen Namens zu berauben, und darüber ſcheel zu ſehen, daß er eben dieſer war und nicht ein Anderer. Wohl ſteht der Geſchichte zu, den Geiſt verfloſſener Jahrhunderte

zu würdigen im Allgemeinen; aber dem Einzelnen ſeine Stelle zu verrücken, ſteht ihr nicht zu. Die Wahrheit muß Alles heiligen. Sie allein giebt jedem Gegenſtande, es ſey Perſon oder Sache, Weſentlichkeit und Werth. Jedem wiederfahre das gebührende Lob, damit nicht der Verdacht entſtehe, daß man das Wahre und Achtungswürdige nicht zu erkennen, nicht zu ſchätzen wiſſe. Auch hat die Achtung gegen den Gelehrtenſtand, in wieferne ſolcher, als Geſammtheit gedacht wird, in unſern Tagen ſehr abgenommen, ſeitdem das Gelehrtenweſen herabſank zu einem Gemeingute, zu haben auf jedem Marktplatze. Selten entgehen auch ausgezeichnete Menſchen dem Zahne der Mißgunſt, des Neides und Afterredens.

Eben das Übermaaß von Lob, welches dem gelehrten Bauer geworden iſt, wurde für ihn eine Laſt, die ſeinen Namen bei der kritiſchen Nachwelt, je höher derſelbe geſtellt war, deſto tiefer herabdrückte. Dazu trugen am meiſten bei einige jugendliche, enthuſiaſtiſch geſinnte Landsleute, vorzüglich M. J. G. Drechſel aus Hof, verſtorben im Jahre 1741, als Pfarrer zu Kirchenlamitz, der im Jahre 1700 zu Wittenberg eine hiſtoriſche Abhandlung über Voigtland und die Stadt Hof, unter dem Vorſitze eines gleich begeiſterten, jungen Profeſſors, M. J. A. Planer, auf die Bahn brachte, worin der Gelehrte auf Rodenacker, als eine Wundererſcheinung des Menſchengeſchlechts, und als der gelehrigſte Kopf des ganzen Erdkreiſes, dargeſtellt wird g).

g) „Fuit et homo rusticus Nicol. Smidius, qui operas inter rusticas incredibilem linguarum plurimarum, perinde ac optimarum scientiarum cognitionem comparavit — humani generis pro-

Jedes übertriebene Lob findet wenig Glauben, und verunſtaltet mehr als es ziert. Man fühlte ſich gereizt, Schmidt's Gelehrtenweſen einer ſchärfern Prüfung zu unterwerfen. Dies that am erſten der gelehrte Kritiker, Dr. B. G. Struv h). Nachher miſchte man noch einige Nebenfragen ein, dazu geeignet, die wahre Anſicht mehr zu verdunkeln, als aufzuhellen, z. B. „Ob die Gelehrſamkeit ſich für Bauern ſchicke? Welcher Unterſchied ſtatt finde zwiſchen Gelehrſamkeit und Gelahrtheit?" Man erklärte die Gelehrſamkeit mehr für eine Sache des Herzens, als des Verſtandes u. ſ. w. i). Dieſe Vorſtellung iſt dem gemeinen Sprachgebrauch fremde. Die Gelehrſamkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſteht weder mit dem Frommſeyn noch mit dem Frömmeln, in Berührung. Wiſſenſchaftlichkeit und Moralität haben jede ihre eigene Form. Verbunden beide zur Einheit, gewähren freilich die höchſte Bildung. Gewöhnlich aber denkt man ſich unter einem Gelehrten nur einen Solchen, welcher von wiſſenſchaftlichen Sachen Profeſſion macht, und dem Gelehrtenſtande, wie dieſer in der bürgerlichen Geſellſchaft beſteht, beigezählt wird. Dabei aber iſt gediegene Wiſſenſchaftlichkeit und Verſtandeskultur immer die Hauptſache. So iſt ſtets geurtheilt worden. Der gelehrte Bauer ſelbſt hatte davon keine an=

---

digium. Eo enim totius terrarum orbis nihil fuit ad bonas artes perdiscendas aptius." M. J. A. Planer. Hist. Varisc. §. XVIII. p. 73. ſqq. — Dieſe Urtheile ſind faſt wörtlich entnommen aus den Äußerungen einiger gleichzeitig lebender Gelehrten, niedergelegt in Künzel's Stammbuch.

h) In Act. liter. ex Mst. erut. Fasc. I. p. 188. ſq.

i) In (Büchner's) Erläutert. Voigtl. St. I. S. 49. ff.

dere Vorſtellung. In einer ſeiner handſchriftlichen Sammlungen arabiſcher Sprüchwörter, wird bemerkt: „Eruditio est figura intellectus.“

In dieſem Sinne ſagte vom Gelehrtenſtolze aufgeblaſen, einſt der kaiſerl. Staatsrath A. Niphus: „K. Carl V. iſt Kaiſer über die Soldaten, ich über die Gelehrten.“ Daher kamen bald nach des gelehrten Bauers Ableben mancherlei ſchiefe, verkleinerliche Urtheile in Umlauf. Selbſt eine der ſpäteſten Nachrichten k) ermangelt nicht der Härte. Es iſt eine theure Erfahrungswahrheit: „Ein Prophet gilt nirgends weniger als in ſeinem Vaterlande.“ — Noch runder wird der Handel abgefertigt mit der Rede: „Der Bauer ſolle bleiben bei ſeinem Pfluge.“

Wie in allen menſchlichen Verfaſſungen, ſo hat auch im Gelehrtenſtande ſich eine gewiſſe Rangordnung ausgebildet, wornach die Wichtigkeit der Mitglieder beurtheilt zu werden pflegt. Welche Perſon ſtellt nun der gelehrte Bauer vor? Welchen Rang gönnten ihm die Gelehrten ſeiner Zeit? Manche haben ſich von ihm ſehr unwürdige Vorſtellungen gemacht. Man hielt ihn für einen eitlen Gecken, der bei leerem Kopf und Herzen nur ſeine Eitelkeit zur Schau getragen; für einen abentheuerlichen Charletan, der aus Sucht gelehrt zu ſcheinen, dem Spiele des Zufalls nachgehangen; — für einen abgeſchmackten Pedanten und Grillenfänger, der unnütze Grübeleien unter dem Scheine hoher Weisheit

k) Lobenſtein. gemeinnütz. Intellig. Bl. für d. J. 1800. St. 50. S. 211. ff.

an den Mann zu bringen gewußt hätte; als einen gelehrten Gibeoriten und Handlanger, der nicht weit her war; als eine gelehrte Krähe, prangend mit fremden Federn; als einen vielgeſchäftigen Mäckler und Bücherantiquar, gerne ſich abgebend mit dem Ankaufe alter Bücher; als einen verächtlichen Halb- und Schlechtwiſſer, als einen armen Tropf, der nichts innen hat, weder zu Dorf noch zu Feld u. ſ. w. — Eben ſo oft hat man ihn auch für einerlei genommen mit jenen dünkelhaften Bauerngelehrten, die, wenn ſie leſen und ſchreiben können, oder aus Büchern einige Broſamen des gelehrten Wiſſens aufgeſammelt haben, ſich mächtig aufblähen, die Rolle unvernünftiger Widerſprecher ſpielen, und Alles beſſer, wie andere Leute, wiſſen, ordnen und rathſchlagen wollen. Nicht Alle, welche lange Meſſer tragen, ſind darum auch Köche.

Solch eine verächtliche, carricaturmäßige Perſon ſtellte der gelehrte Bauer durchaus nicht vor. Er war ein Gelehrter von echtem Schrot und Korn. Er war keiner aus dem Gelehrten-Pöbelvolke, welche dieſen Namen unverdienter Weiſe führen (Vir illaudatus); er führte den ſeinigen mit Ehre und Würde (Vir lautatus et eruditione conspicuus). In ſeiner Zunft war er Einer von den Obermeiſtern, berechtigt in ihren Verſammlungen zu erſcheinen mit Sporren, Degen und Federhut. Dieſe Ehrenſtufe iſt ihm zuerkannt worden von berechtigten Preisrichtern ſeiner Zeit. Dieſe ſchieden ihn aus von dem gelehrten Pöbel, um welchen Niemand ſich kümmert, und der in gelehrten Sachen nichts zu ſprechen hat. Sie erkannten und achteten ihn, als einen würdigen Standesgenoſſen, — und zwar als ein achtungswürdiges Milglied der Oberzünfte, deren Sache es iſt, entweder etwas Neues zu erfinden, oder das Alte

zu verbeſſern, oder auch beides zu vereinen. Über ſeine Würdigkeit legte derſelbe öfter, als einmal, Proben ab vor Meiſtern und Geſellen. Ausweiſes genug! Um ein Weiteres hat die Geſchichte ſich nicht zu bekümmern. Sie hat kein Recht, einen wohlerworbenen Namen zu verkleinern.

Des gelehrten Bauers Charakter hat einmal eine beſtimmte Form gewonnen, die eben ſo wenig als Äſop's auffallende Geſtalt, umgeformt, und verbeſſert oder moderniſirt werden darf. Unſtreitig wohnte und wirkte ein großer, ſeltener Geiſt in dem ſchlichten Bauerſohn auf Rodenacker. In ihm ſpiegeln ſich alle Arten und Stufen der menſchlichen Denk- und Erkenntnißkräfte. Den Ruhm eines unermäßlichen Gedächtniſſes geſtehen ihm ſelbſt ſeine Widerwärtigen zu. Er war aber auch ein logiſcher, ein hiſtoriſcher und ein im hohen Grade mathematiſcher Kopf von höchſter Empfänglichkeit, Kraft und Lebhaftigkeit. Seine Urtheilskraft, ſeinen Scharfſinn, beurkundet die ganz originelle Art und Weiſe ſeines Studirens. Bei jedem ſeiner ſtillen Verſuche war ein lichtvoller Verſtand die regierende Kraft. Höchſt empfänglich war ſein Seelenorgan für das Gute und Schöne; nie aber folgte er den Gebilden einer ungeregelten Phantaſie. Er war durchaus kein Gedächtnißkrämer, der ſich eingebildet hätte, auf dieſem Wege ein Gelehrter zu werden, wie D. Schuppius, der nicht eher zu Tiſche ging, bevor er nicht zehn Blätter auswendig gelernt hätte. Mit Würdigung der menſchlichen Seelenkräfte hat es eine eigene Bewandtniß. Es iſt etwas ſehr Gewagtes, hier Alles abwägen zu wollen nach der Wage, wie ein Gewiſſer, der dem berühmten Caramuel de Lobkowitz beilegte: „an Genie ſo viel, als ſonſt ihrer acht; an Beredtſamkeit ſo viel, als ihrer

fünf, und an Urtheilskraft nur ſo viel, als ihrer zwei. —

Dem ſey wie ihm wolle. Feſtſtehend aber iſt ein Vorzug, woran der Gelehrte auf Rodenacker bis jetzt, ſo viel man weiß, unübertroffen iſt. In der Gelehrtenwelt giebt es eine nur ſelten wiederkehrende Erſcheinung von Gelehrten, die ohne die Wohlthat eines geregelten Unterrichtes zu genießen 1) aus eigenem freien Antrieb irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt ſich widmen, und es darin gleichwohl zu einer bemerkbaren Stufe der Vollkommenheit bringen. Man bezeichnet dieſe Art von Gelehrten mit dem Namen der Selbſtgelehrten (Autodidakten). Sie ſind gewöhnlich Perſonen von mancherlei Eigenheiten, und tragen an ſich die Farbe einer gewiſſen Originalität. Freier, lebendiger bewegen ſich ihre Geiſteskräfte, und treten ſchärfer hervor, als im Schulzwange des Mechanismus und der Nachbeterei. Sie ſehen aber auch, weil ſie mit den Schwierigkeiten der Selbſtbelehrung zu kämpfen haben, deſto ſchärfer, und ergreifen um ſo begieriger jede Gelegenheit fremder Belehrung.

Ein Selbſtzögling dieſer Art iſt Künzel. Was er war, iſt er geworden durch eigene Kraftanſtrengung. In ſeiner Perſon vereinigt ſich beides, das Wechſelverhältniß des Lehrenden und des Lernenden. Er ſelbſt war ſich Alles in Allem. Eben deshalb ward der einſame Selbſtzögling von ſeinen Zeitgenoſſen bewundert und als eine Erſcheinung angeſtaunt, dergleichen die Welt nie geſehen hätte. Gegen ihn ſtanden diejenigen, welche man früher als Selbſtge=

---

1) C. Feuerlein observ. de Erudit. sine Praecept. Altd. 1716.

lehrte gekannt hatte, weit zurück m). Nie fehlte es an Gelehrten, die hervorgezogen aus dem Bauernſtande, ſich rühmlichſt auszeichneten n). Vorzüglich aufgelegt zu mechaniſchen Künſten ſind dergleichen Köpfe, wie noch neuerlichſt der Mechaniker Möſern zu Turin, gebildet bei dem Schafhüten durch die Kraft ſeines Genie's. Auch der ſchweitzeriſche Bauer Kleinjogg, auch Peſtalozzi, erwarben ſich einen geachteten Namen. Immer und überall aber erſcheint Künzel, als ein Selbſtgelehrter eigener Art, der ſich an keinen andern vergleichen läßt, ſowohl in Anſehung des Umfangs ſeines gelehrten Wiſſens, als auch rückſichtlich der Art und Weiſe, wie er deſſen ſich bemächtigte. Jedem ſeine Ehre, er ſey Herr oder Sclave, Bauer oder Edelmann. Auch iſt bei Künzel'n der Umſtand nicht zu überſehen, daß ſein Talent ſpät geweckt wurde, und er das Lernen erſt lieb gewonnen und den Wiſſenſchaften zu leben angefangen hat in gereifteren Jahren o). Was bei einem wahren Gelehrten in Anſchlag kömmt iſt gründliche Wiſſenſchaftlichkeit. Alles Andere, wie Pope ſagt, iſt Mantel oder Schürzfell. —

---

m) Ch. A. Brunners Fat. theol. historic. Th. 1. S. 687.

n) Hausmann. de Rust. erud. clar. etc.

o) P. A. Boysen diss. de Erud. sero. ad litter. admiss. Witt. 1711.

3.

Deſſen Geburtsland, Abſtammung und frühere Jugendjahre.

Der beſondere Landesſtrich, dem Künzel, als Eingeborner, angehört, war in Deutſchlands früherer Staatenverzweigung bekannt unter dem Namen: Voigtland. Deſſen Einwohner ſtanden von jeher gut angeſchrieben wegen ihrer Aufgelegtheit zu den Wiſſenſchaften nicht weniger, als zum Kriege. „Weißt du, fragte einſt Jemand einen Maler, die Kennzeichen (Attribute) eines Voigtländers? Gieb ihm in die Rechte ein Schwerdt, in die Linke ein Buch, beide umwunden mit einem Palmzweige, und — du wirſt malen zum Sprechen!" Eben ſo vortheilhaft ſoll Guſtav Adolph, der königliche Sieger aus Schweden, geurtheilt und bezeugt haben, dem Voigtländer gebe er lieber doppelten Sold, als Andern den einfachen p). Auf ſeine nationelle Abkunft legte Schmidt lebenslang einen vorzüglichen Werth, und freute ſich ein biedrer Voigtländer zu ſeyn. Schon damals hatte der heut zu Tage größtentheils veraltete, geographiſche Ausdruck: Voigtland, eine ſchwankende Bedeutung. Man unterſchied das Sächſiſche, Bayreuthiſche und Reußiſche. Dieſem

---

p) Ch. Nic. Oelschlaegel diss. de Laud. Voitl. Hof Varisc. 1622.

letzteren Gebiete nun iſt Schmidt's Geburtsort angehörig. Derſelbe iſt ein anſehnliches Dorf von 46 Häuſern, genannt Rodenacker, welches auch Roten-, Rotten-, Rohten- und Rothenacker geſchrieben wird. Geadelt, als Geburtsort des gelehrten Bauers, wurde das Dorf in der Folge hervorgehoben q) unter der Schreibart: Rothen-Acker. Da aber der gelehrte Alterthumsforſcher, Herr Graf Reuß Heinrich XXVI. geneigt war, r) dieſe örtliche Benennung abzuleiten von dem altdeutſchen Worte: roden, d. i. ausreuten; ſo wurde die Schreibart: Rodenacker, vorgezogen und in die Homann'ſche Karte von 1734 aufgenommen; derſelben bedient ſich auch das Lobenſtein'ſche Intelligenzblatt vom Jahre 1800 S. 211. Das Dorf, dem Fürſtl. Reuß-Ebersdorf'ſchen Amte Hirſchberg angehörig, liegt nordöſtlich an der gebirgigen Landſtraße von Hof über Gefell nach Schleiz, eine Stunde oberhalb dem Städtchen Hirſchberg, wo Anton Wall (Chr. L. Heyne), ein von den gebildeten Deutſchen ſo ſehr begünſtigter Schriftſteller, im Jahre 1821 ungefähr 70 Jahre alt, ſeine Tage beſchloß in großer Dürftigkeit. — Nach ländlicher Sitte wird der Ort abgetheilt in des Dorfes Ober- und Unterende, und gehört zu der königl. bayeriſchen Patronatspfarrei Mißlareuth, gelegen am Abhang einer waldigen, doch ziemlich fruchtbaren Gebirgshöhe, worauf neben dem Willersdorfer Korn, beſonders die Rodenacker Gerſte, als vorzüglich, gerühmt wird. In einem alten Privilegio der

q) Neue Europ. Staats- und Reiſegeograph. B. IV. S. 1442.

r) Nach einer Mittheilung des verdienſtvollen Herrn Superintendenten J. F. Brömel zu Lobenſtein vom Jahre 1815.

Stadt Hirſchberg wird, in Rückſicht der Bier-braugerechtſame, eines ſogenannten Erb-Kretſchmars gedacht. Auf der nördlichen Anhöhe erblickt man den einſam da ſtehenden Stelzenbaum, geheiligt durch die Volksſage von einem Träumer, der hier ſeines Traumes Erfüllung gefunden habe und in der Umgegend, nicht weniger als Schickſalsbaum berühmt, wie bei den Griechen die dodonäiſche Eiche, oder bei den Römern der ruminaliſche Feigenbaum. Im Berggrunde zieht abendwärts dahin das ſtille Bächlein Wieſenthal.

Im Schooſe dieſer ländlichen Umgebungen trat Schmidt an das Licht der Welt hervor im Jahre 1606 am 20. Januar. Das Taufregiſter zwar reicht bis dahin nicht zurück. Wohl aber in dem gedruckten Lebenslaufe werden die Geburtsnotizen genauer angegeben. Auch in ſeinem Geburtshauſe, gelegen in des Dorfes Ober-Ende, werden noch verſchiedene Papiere von ihm aufbewahrt.

Was man damals, wie ſchon Plutarch, als Grundlage zu günſtigen Anfängen des menſchlichen Pilgerlebens betrachtete, war die Abſtammung ſowohl aus einer unbeſcholtenen Familie, als auch aus einer geſetzmäßigen Ehe. Beide Vorzüge wurden ihm zu Theil. Die Eltern, denen er als Erſtgeborner und auch als einziger Sohn in die Arme gelegt wurde, ein jugendliches Ehepaar, waren geachtete und wohlbegüterte Bauersleute. Der Vater hieß Martin Schmidt, und die Mutter: Katharina, eine geborne Kandlerin, oder, wie der gemeine Mann ſpricht: Känlerin, gebürtig von dem benachbarten Willersdorf. Eine wohlgetroffene Wahl ſowohl des Taufnamens als auch der Taufzeugen, gehörte zu den erſten angelegentlichſten Elternſorgen. Beides hielt der Zeitglaube für einflußreich. Manches Kör-

perübel und ſonſtiges Mißgeſchick wurde von daher abgeleitet. Daher nahmen manche Perſonen oft eine Änderung ihres Taufnamens vor. Eben ſo pflegte man manche Taufnamen für gewiſſe Familien als glückbringend zu betrachten, und pflanzte ſie auf die Abkömmlinge fort. Was bei weltlichen Geſchäften in Anſehung der Zeugſchaft Rechtens war, das pflegte man auch bei der Taufe eines Kindes anzuwenden, und zog zur unzweifelhaften Feſtſtellung ſeiner rechtmäßigen Geburt, nach alter Kirchenordnung, drei Taufzeugen bei. Sie waren: Nicolaus Zehe von Rodenacker, Jobſt Reiter von Mißlareuth, und Katharina, Hanſen Schmidt zu Rodenacker eheliche Hausfrau. Als Name des Täuflings wurde beliebt: Nicolaus; ſo hieß auch ſein noch lebender väterlicher Großvater. Der Urgroßvater aber hatte Konrad geheißen, und von dieſem ſtammt her der ländliche Beiname: Künzel, welchen der gelehrte Bauer in ſeinen gedruckten Kalendern ſtets ſeinem Familiennamen unter der Schreibart: Küntzel und Cüntzel beizuſetzen gewohnt war. Der kirchliche Lebenslauf giebt dieſen Aufſchluß: „Der Großvater vom Vater her hat geheiſſen Conrad, und wie an vielen Orten unter gemeinen Leuten der Gebrauch iſt, daß dieſer Name in Cunz verwandelt wird: alſo iſt auch Er, da er ein Kind geweſen, Cünzelein oder Cünz'l genannt worden, welcher Name ihm nicht allein verblieben, ſondern er iſt auch, weil deren, ſo den Zunamen Schmidt gehabt, zu Rothen-Acker viel geweſen, ſeinen Nachkommen und ſeinem Großvater zu Ehren erwachſen."

Von ſeinem Großvater ſteht im Todtenbuche unter dem Jahre 1618 angemerkt: „Alt Nicol Schmidt, Künzel, 75 Jahre alt." Außerdem aber lebte zu Rodenacker im Jahre 1622 noch ein Nicol

Schmidt, in der Umgegend bekannt als ein ſogenannter Klugermann. Von der Zufälligkeit der beiden Namen: Nicol und Schmidt, vereinigt in der Perſon des gelehrten Bauers, nahm man nachher Veranlaſſung, ſolche in der Gelehrtenwelt, als ominös, zu erklären s). So beſchaffen war ſchon bei der Geburt eines Kindes das Meinen, Fürchten und Hoffen des Volkes. Man glaubte aber nicht nur an ominöſe Namen, ſondern auch an fatale Zahlen, Zeiten, Bäume, Blumen, Steine, Thiere ꝛc. Jeder Naturgegenſtand, jede Zufälligkeit, betrachtete man aus dem Geſichtspunkte geheimer Kräfte und dunkler Andeutungen künftiger Ereigniſſe. So iſt der Menſch: er begnügt ſich nicht blos mit dem Augenblicke der Gegenwart, er will auch wiſſend das Dunkel der Zukunft erſchauen. Daher Gedankenſpiele, Phantaſiren, divinatoriſche Künſte.

Am meiſten wurden beobachtet die Förmlichkeiten bei der Taufweihe. Darein hatten viel zu ſprechen theils der kluge Mann, theils die wahrſagenden Weiber. Beide ſtanden zwiſchen innen, zwiſchen den hochſtudirten Univerſitätsgelehrten, und ſpielten die Rolle populärer Philoſophen. An ſie wendete man ſich in allerlei bedenklichen Fällen, wo der Menſch ſo gern in das Dunkel geheimnißvoll wirkender Kräfte eindringen möchte, und ließ ſich von ihnen (myſtificiren) die ungereimteſten Dinge aufheften. Von einer Dienſtmagd, gebürtig von Blankenberg, wird in dem Todtenregiſter für das Jahr 1594 von dem Geiſtlichen bemerkt: „Ich binn wahrhafftig berichtet worden, wie deme auch alſo in der Wahrheit iſt, das gedachte Magdt in Irer tauff Elißabet ſey genennet,

s) Hausmann's diss. de doct. Nicol. — H. G. Götze de Schmid. erudit.

vnd dieſen Nahmen hab empfangen, bis hernach, als ſie etwa 14 oder 15 Jar alt worden, mit der ſchweren krankheit beladen geweſen, Da hab man ſolche krankheit zu vertreiben, den Tauffnahmen Eliſabeth abgethan, vnd aus rath der Wahrſagerin in ein andern nahmen, nehmlich Eva verwandelt." — Wie aber in dem Schmidt'ſchen Geſchlechte der Taufname Nicolaus vorgezogen war: ſo hatten auch andere Familien die ihrigen, und verurſachten nicht ſelten, wo ſie ſich anhäuften, Verwirrung. So wird in einem Taufbuche von 1608 bemerkt: „Den 30. Nov. iſt getauft worden Andreas; deſſen Taufbath iſt geweſen Hanß Bockh allhier; weiln er ſeinen Tag (Andreastag) mitgebracht, vnd der Kindtsvatter vor ſchon drei Hanßen hat, iſt billig auch, daß dieſer Andreas genennt worden." Der Zeitſitte erblicher Taufnamen waren ſelbſt die Familien der Vornehmen zugethan; — rückſichtlich aber des Taufzeugenweſens ſchieden ſie ſich dadurch aus, daß ſie, während der gemeine Mann mit drei Zeugen zufrieden war, deren gewöhnlich ſieben erwählten. Bisweilen wurde ihre Anzahl verdoppelt, ja verdrei- oder wohl gar vervierfacht, beſonders bei erſtgebornen Kindern und lehensfolgenden Söhnen, und doch wurde aus Fürſorge, der Sache lieber zu viel, als zu wenig zu thun, noch eine überzählige Perſon beigefügt. Als Kumet (Commodus) v. Dobeneck zum Neidhof, jetzt Rothleiten, im J. 1594 von ſeiner Gemahlin, Maria, gebornen v. Zedtwitz auf Töpen, eine Tochter, Chriſtina, taufen ließ, ſo waren 29 Taufzeugen ernannt, zuſammengeſetzt aus Perſonen des fürſtlichen, gräflichen, ritterlichen, bürgerlichen und bäuerlichen Standes.

Unter ſolchen Vorbedeutungen begann das Erziehungswerk des jungen Künzel's. Dieß war die

kleine Welt, in deren Umgebung ſeine urſprünglichen Anlagen zur ſelbſtſtändigen Thätigkeit und Kraftanſtrengung ſich zweckmäßig entwickeln, und zur Freude ſeiner Eltern, zum Segen ſeiner Mitmenſchen, ſo wie zu ſeinem eigenen Glücke, gedeihlich reifen ſollten. Das Meiſte beruhte vorerſt auf der Thätigkeit ſeiner Eltern, die zwar redliche, aber beiderſeits keine ſchriftgelehrten, Leute waren, und in der Erziehungskunſt mehr ihrem eigenen Gutdünken, als wiſſenſchaftlichen Regeln, folgten. Wie die Sache in ihrem Hauſe ſtand, wurde mehr für die körperliche, als die geiſtige, Ausbildung geſorgt. Sobald Künzel nur etwas auf die Beine kam, mußte er, wie alle Bauernknaben, die Geiſel, das erſte Werkzeug ihres Berufes, ergreifen und Vieh hüten, zuerſt das kleine, hernach das größere. Auf ſein Erkenntnißvermögen wurde wenig oder gar nicht eingewirkt. Der Wohlthat des Schulunterrichtes ging er gänzlich verluſtig, theils aus Ermangelung einer Ortsſchule, theils wegen Überhäufung ſeiner Eltern mit wirthſchaftlichen Arbeiten. Die gewöhnlichen Gebete und Katechismusfragen erlernte er durch Vorſagen. Er ſelbſt ſpricht ſich über ſeine Erziehung mit folgenden Worten 1) aus: „Ich hatte zwar von Jugend auf große Liebe zu lernen und zu ſtudiren, es hat mir aber nit ſo gut werden können von meinen lieben Eltern ſeligen, daß ich zur Schule wäre angehalten worden.“ Indeß die höhere, geniale, Geiſteskraft, wo ſie vorhanden iſt, läßt ſich wohl eine zeitlang unterdrücken; ſie bricht aber nachher, wie eine Quelle, aus verborgenen Gründen, in ihrer eigenthümlichen Originalität, die etwas Ungemeines leiſtet, in verſtärkter Kraft hervor. Was in der ge-

1) Deſſen Autobiographie.

heimnißvollen Tiefe ſeines Gemüths ſich zu regen anfing, war nicht ſo wohl ein Hang zu Künſten, der ſonſt talentvollen Bauersſöhnen eigen zu ſeyn pflegt, als vielmehr eine vorwaltende Liebe zu Sprachen und Wiſſenſchaften. Darnach regte ſich in ihm ein ſtilles Sehnen. Die Kirche war dem erwachenden Knaben vor allen andern der liebſte Ort. O, der Tempel des Herrn, ein wichtiger Bildungsort für die Landjugend! Was ſeinem kindlichen Geiſte am meiſten zuſagte, war das Predigthören. „Wenn ich," ſo geſteht er, „in der Kirche dem Pfarrherrn zuhörte in ſeinen Predigten, hatte ich daran meine Freude, und dachte, wenn ich auch ſollte ein Pfarrherr ſeyn und den Leuten ſo vorſagen; ich möchte kein lieberes Handwerk lernen." Das Predigen war je und immer ein ſchweres, mißliches Geſchäfte. Aber vor der Reformation fehlte es ſehr an Männern, die zur Abfaſſung einer Predigt fähig geweſen. Daher war das Volk gewohnt, ſeine vorzüglichſte Erbauung zu ſuchen, nicht in den Predigten, ſondern im Geſang und in den gottesdienſtlichen Ceremonien. Seit der Reformation aber war die Predigt des göttlichen Wortes zur Hauptbeſchäftigung des evangeliſchen Gottesdienſtes erhoben. Dies aber war für die neuen, lutheriſchen Geiſtlichen keine geringe Aufgabe. Wie damals die Zeiten ſtanden, waren die Predigten meiſtens nichts weiter, als ein leidenſchaftliches Ankämpfen gegen die Katholiken, ein gelehrt ſcheinendes Vertheidigen der evangeliſchen Kirchenlehre, und ein Ausſchmücken mit allerlei Anekdoten und Geſchichtchen. Indeß, ſo zweckwidrig und mangelhaft auch dieſe Unterweiſung in unſern Zeiten erſcheint: ſo wurzelte ſie doch in den Herzen der Menſchen, — beſonders da, wo denkende und beſonnene Prediger den Saamen der religiöſen Wahrheiten ausſtreuten.

Zu den kernhafteren Predigern nun ſcheint der damalige Pfarrer zu Mißlareuth gehört zu haben, deſſen Vorträge auf den Knaben, einen lebhaft angenehmen Eindruck machten. Derſelbe aber, ſo viel die Ordnungsfolge jener Geiſtlichen an die Hand giebt, war Sam. Kürßner (Kirſchner), gebürtig von Gefrees, zuerſt Cantor in Hof, dann Pfarrer zu Ködiz, und von da, weil er ſich des Hungers kaum erwehren konnte, im Jahre 1612 befördert nach Mißlareuth. — Je kräftiger angeſprochen durch das gepredigte Wort: deſto inniger fühlte Künzel ſich gebeugt von der großen Geiſtesarmuth, die auf ihm laſtete. „Schon ſechzehn Jahre alt,“ ſagt er, „konnt' ich weder leſen noch ſchreiben, außer daß mir zum Theil die Buchſtaben bekannt waren.“ Wohin nun in dieſem Alter und unter ſolchen Umſtänden weiter zu denken? Mit ihm faſt gleichen Alters hatte damals eine edle Geiſtesverwandtin, ein hochbegabtes Frauenzimmer, Fräulein Schurmännin zu Köln, ſchon die Bewunderung der Gelehrten auf ſich gezogen. Nur Ein Jahr älter, als Künzel, war ſie in ihrem fünfzehnten Jahre die geſchickteſte Zeichnerin, die unübertroffenſte Sängerin; ihre Handſchriften wurden bewundert, als Muſter der Schönſchreibekunſt. Sie ſprach vollkommen Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch. Ihren älteren Brüdern half ſie ein im Lateiniſchen; außerdem beſaß ſie ſchöne Kenntniſſe im Griechiſchen, Hebräiſchen, Syriſchen, Chaldäiſchen, Arabiſchen und Äthiopiſchen, und war ausnehmend bewandert in der Geographie, Geſchichte, Naturkunde, Philoſophie, Aſtronomie ꝛc. 11). Wer dagegen iſt der ſechzehnjährige Künzel auf Rodenacker, beſtimmt in der Gelehrtenwelt aus dem Bau-

---

11) Jöcher a. a. O.

ernſtande noch dieſelbe ausgezeichnete Rolle zu ſpielen, wie Schurmännin unter den Frauenzimmern? Wo ſind die Adlersflügel, um ihn zu heben und hinzuleiten an die Lichtquellen, wornach des edlen Jünglings Seele feurig dürſtet? — Doch, Niemand laſſe Muth und Hoffnung ſinken! Den Jüngling heben und tragen Wunſch, Talent und vor Allen, die Liebe, welche Berge verſetzt und die viele Ströme nicht auszulöſchen vermögen; auch eilen nicht ſelten äußerliche Umſtände zu Hülfe. Wornach ein Menſch mit Eifer ringt, das wird ihm zu Theil in ſeinem Maaße, wenn nicht immer ein goldener Reif, doch ein ſilberner.

4.

Künzel fängt an zu lernen.

Es gehören verſtärktere Antriebe dazu, wenn ein ſchon gereifter Jüngling geweckt werden ſoll zu Beſchäftigungen, die dem Knabenalter angehören. Ein Zufall wird oft das Mittel zu einem günſtigen Auswege im Kampfe mit widrigen Verhältniſſen, und das Ehrgefühl iſt der mächtige Hebel, die gelähmte Thätigkeit in Bewegung zu ſetzen, die Schmach unverſchuldeter Unwiſſenheit auszulöſchen und Talente zu entwickeln, die weder wir ſelbſt in uns vermutheten, noch Andere uns zutrauten. Das Schwerſte dabei ſind immer die erſten Verſuche der ungewohnten Kraftanſtrengung. Selbſt Gelehrte geſtehen, daß ihnen die erſten Zeilen einer gelehrten Arbeit manchmal mehr Mühe koſten, als nachher das ganze Werk. Gelingen Anfängern nur die erſten Verſuche: dann iſt Alles gewonnen. Die Schwierigkeit ſelbſt wird für das Talent ein verſtärktes Reitzmittel. So bei Künzel. Ein geringer Dienſtjunge wurde der Anfänger ſeiner geiſtigen Umgeburt, und ward dazu unfehlbar eine angemeſſenere Mittelsperſon, als ein dünkelhafter Schulmeiſter, eingenommen vom Dunſte einer neu erdachten Lehrweiſe. Dieſes glückliche Ereigniß ergab ſich im Jahre 1622 um die öſterliche Zeit, da der Landmann nach der trägen Winterruhe gewöhnlich verjüngt wieder an die angenehme Früh-

lingsarbeit geht. Damals hatte er ſein ſechzendes Lebensjahr zurückgelegt, und ſein verſtändiger Vater fand es für gut, in den wirthſchaftlichen Verrichtungen eine ſolche Anordnung zn treffen, daß dem erſtarkten Sohne nunmehr angemeſſenere Arbeiten zugetheilt wurden. Er ſelbſt berichtet v): „Wie ich ein wenig wurde, ſo mußte ich meinem Vater die Kühe hüten fünf Sommer, und wie ich daſſelbe nicht länger thun wollte, ſo mußte ich mit den Pferden umgehen, und zu Acker treiben; indeſſen dinget mein Vater einen Jungen, der die Kühe hüten mußte.“

Jener Knabe wurde Künzel's Lehrer. So einfältig derſelbe ſonſt war: ſo hatte er doch die Winterſchule beſucht und darin ſo viel gelernt, daß er bei der häuslichen Andacht die ſonntägigen Epiſteln, Evangelien und Gebete vorleſen konnte. Dieß wirkte auf den hochherzig geſinnten Bauernſohn. Er fühlte ſich innigſt beſchämt über ſeine Unwiſſenheit, und, wie ein elektriſcher Funke, erwachte in ſeiner Seele der Wunſch nach einer gleichen Verſtandesvollkommenheit; ſein Wunſch löste ſich auf in ein herzliches Gebet zu Gott um Verleihung dieſer herrlichen Geiſtesgabe. „Ich,“ ſagte er, „dachte oft in meinem Sinn: du lieber Gott! iſt das ein ſolcher Tölpel, und kann deutſch leſen und ein wenig ſchreiben; — wenn doch dir unſer Herr Gott auch die Gnad und Gab gäb und thät die Barmherzigkeit an dir, daß du nur ſo viel leſen könnteſt, als dieſer tölpiſche Junge, du wollteſt dir keinen größern Reichthum wünſchen und begehren von Gott, als dieſen, daß du deine Luſt und Freude in der h. Schrift und andern deutſchen Büchern könnteſt haben, ſeufzte und betete eifrig, Gott möchte mir ſolches gewähren.“

---

v) Autobiogr.

Ein Sehnen, ſo innig und ſo gerecht, wie dieſes, konnte nicht ungeſtillt bleiben. Während ſein beſſeres Selbſtgefühl wünſchend kämpft, beſucht jener Knabe ſeine Eltern, und bringt von ungefähr das A B C Buch, worin er in der Schule gelernt hatte, mit ſich zurück. Wer war mehr erfreut, als Künzel, da das Hülfsmittel, ſeines Wunſches ſich zu bemächtigen, in ſeiner Hand lag? Mit der Haſt eines Heißhungrigen macht er ſich darüber her. Der Knabe lehrt und Künzel lernt, — ſo eifrig und ſo leicht, daß er in Ein oder zwei Tagen, nicht nur das A B C, ſondern auch das ganze Ab = ab, vollkommen innen hatte. Ein Schritt war gethan. Wohl angefangen, iſt halb vollendet! Indeß weniger ſchnell gelang der zweite Fortſchritt zur Leſekunſt. Was ihm ſchwerer ankam, war das Buchſtabiren und das Zuſammenfaſſen mehrerer Buchſtaben in Eine Mundöffnung. Das Probeſtück, woran er ſeine Kräfte verſuchte, war das Vater Unſer. Beinahe hätte ſein Eifer, wäre die Liebe weniger rein, als feurig geweſen, nachgelaſſen. Für dieſen Lehrling aber war ſelbſt die Schwierigkeit ein Reizmittel zu wiederholten Verſuchen. Des Thuns mit dem Buche war ſo viel, daß Künzel's Vater der Unnützelei, wofür er es hielt, unwillig zuſahe. Er runzelt die Stirne, und ruft beide ernſtgemeſſen vom Buche zum harrenden Pfluge. Dem väterlichen Winke gehorchend, nimmt er jedoch das Buch im Schiebſacke heimlich mit zu Felde. Dem Vaterauge entrückt, überlaſſen beide ſich deſto zwangloſer ihrem Gelüſte, und beſchäftigen ſich, anſtatt zu arbeiten, mit dem Buche. So treiben ſie das Spiel vierzehn Tage. Endlich kömmt der Vater hinter die Schliche; er wurde, wie Künzel es nennt, ſchöllig auf ſie, und ſagt: „Wenn ich meine, ihr ſeyd in meiner

Arbeit, ſo ſteckt ihr in einem Winkel, ſehet in das Buch, und verſäumt mir die Arbeit." Schnaufen ſoll, wenn er wieder nachſieht, das Vieh, glänzen der Pflug, hinſtreichen Elſter und Krähe über die friſchen Furchen, das Tagewerk fertig ſeyn. Die Lernübung mußte ſo fort eingeſtellt bleiben jenen ganzen Sommer.

Erſt zur Dreſchzeit begünſtigt ein Zufall das unterbrochene Lernweſen. Künzel berichtet; „Um Martini bekam ich ein Überbein auf meinem rechten Bein; — nun ſagten die Leute, wenn ich mir's nicht zudrücken ließ, ich müßte mein Lebtag einen ſolchen Beul behalten, welches gar abſcheulich ſeyn würde. Nun ließ ich mirs' durch denſelben Jungen zudrücken; — ich gehe aus zu Feld, und das geräth mir übel, es kommt zum Schwären, und ſchlägt das Gliedwaſſer dazu: da mußt' ich ein Patient ſeyn, und konnte meinem Vater keine Arbeit verrichten." — So mußte es kommen! Nun durfte er das Buch ohne Anſtoß vor ſich nehmen, und das erträgliche Krankenbette wurde ſeine Schule. In erwünſchter Muße wurde, unter des Knaben Ab- und Zugehen, nicht nur das A B C Buch, ſondern auch der ganze Katechismus ſchulgerecht durchbuchſtabirt. Selbſt dieſen erſten Fortſchritt rechnete ſich der wißbegierige Jüngling zum großen Gewinn an. „Da war ich," geſteht er, „wieder luſtig und fröhlich, und dachte, ich hätt viel tauſend Thaler, welches mir doch lieber iſt." Nun nahm er das Evangelienbuch zur Hand, und ging freudigſt über in das Luſtgefielde der herrlichen Leſekunſt. Um aber die ungewiſſe Ferienzeit ſeines Übelbefindens auf das weiſeſte zu benützen, verfiel ſein denkender Kopf auf zwei Regeln jeder wohlgeordneten Unterrichtskunſt. Vorerſt beſchloß er, nicht allzuviel auf einmal vorzunehmen, und ſich einſtweilen nur

auf die vier Evangelien und Epiſteln der anſtehenden Adventsſonntage zu beſchränken. Nächſtdem wollte er ſein Augenmerk vornehmlich auf die ſchweren Wörter richten, in der Hoffnung, mit den leichteren für ſich ſelbſt fertig zu werden. Allein, eben hier war der Knabe ſelbſt ſchlecht beſchlagen; Er las z. B. Propeten für Propheten, Ke=pas für Kephas, u. dgl. Angekommen an dieſem Scheidewege, trennte er ſich nunmehr von ſeinem Lehrer, und ſetzte für ſich ſelbſt das Werk der angefangenen Selbſtbelehrung entſchloſſen fort. So wenig auch deſſen war, was er jenem Knaben verdankte: ſo war es doch die Grundlage zu ſeiner weiteren Ausbildung. Auch ein geringer Anfang im Guten hat großen Werth. Dieß erkannte Künzel dankbarlichſt. Um ſich nun im Leſen eine geregelte Feſtigkeit zu erwerben, machte er die Kirche zu ſeiner Schule. Bei der Predigt war er ganz Ohr, um aus dem Munde des Predigers die richtige Ausſprache zu erlauſchen, und es beſtätigt ſich hier die Bemerkung, daß ein guter Prediger auch auf die Sprachbildung einer Landgemeinde unvermerkt einwirkt. Überdieß trachtete er nach allerlei deutſchen Schriften, worin er fleißig las, am meiſten in D. Luther's Werken. „Je fleißiger," ſagt er, „ich las: je beſſer wurde es mir bekannt." — Nächſt dem Leſen machte er auch einen Anfang im Schreiben. Dazu bot ihm die Hand ſeiner Mutter Bruder, Jobſt Kandler, der, wie bemerkt wird, ein Schreiber (Scriba) war, wobei man aber nicht, wie einige gethan haben, weder an einen Notarius, noch an einen Schreiber von Profeſſion, — ſondern blos an einen des Schreibens kundigen Landmann zu denken hat, dergleichen es damals wenige gab. In ganzen Ortſchaften war oft kein Mann zu finden, der ſchreiben oder Geſchriebenes hätte leſen können. Selbſt

manche Werkmeiſter waren des Schreibens unkundig, und man findet dieſen Vorzug bei denen, welche ihn beſaßen, bisweilen in den Kirchenbüchern beſonders bemerkt. Wie überhaupt zu bildenden Gegenſtänden, ſo beſonders zur Schreibekunſt, hatte Künzel eine ausgezeichnete Anlage. In der Nachbildung fremder Sprachalphabete lieferte er Muſterſchriften, ſpäterhin geſucht und hochgehalten von Kennern, von denen noch jetzt einige hie und da aufbehalten werden.

Auch ſeine übrigen, weniger kunſtmäßig bearbeiteten Papiere, verrathen einen fertigen, viel geübten Federführer. Seine Handſchrift iſt, weder ſchwerfällig, noch ſchnörkelhaft, wie insgemein die gemeiner Bauersleute. Die Feder iſt leicht dahinſchwebend und gleichförmig gehalten. Obgleich kompendiös, oft gedrängt, geſchrieben, iſt doch jede Zeile ſo geſtellt, daß Alles deutlich erſcheint, und der Anblick des Ganzen angenehm in das Auge fällt. Wer ſonſt gewohnt iſt, aus der Handſchrift eines Menſchen phyſiognomiſche Kennzeichen zu entnehmen, wird aus Künzel's Handſchrift erſten Blickes nichts als lauter Gutes, zu ahnen ſich geneigt fühlen.

So geleitet, trat Künzel ein in den Vorhof des gelehrten Wiſſens. Raſch war ſein Vorwärtsſtreben nach einem großen und ſchweren Ziele, ohne jedoch das Kleinere, was im Wege lag, unbedacht zu überſpringen. Ihn belebte eine edle Kühnheit, entgegenkommende Schwierigkeiten vorſichtig zu umgehen. Indem er buchſtabiren lernt, ſieht er nicht hinauf auf ſeinen Lehrer; er ſieht auf ihn herab. Jeder Beiſtand von außen kömmt ihm, gefördert durch innere Kraftfülle, wenig zu ſtatten. Nie verzehrt ſich zwecklos ſeine Kraft; ſtets bleibt er ſich deſſen, was er zu erſtreben wünſcht, innigſt bewußt, und bedient ſich dazu der zweckförderlichſten Mittel.

überall ſtrahlt an dem hochbegabten Jünglinge hervor ein reines, unverfälſchtes Naturgefühl, ein leiſer, innerer Sinn, ein ſchnelles Wahrnehmungsvermögen, eine treffliche Unterſcheidungsgabe, eine richtige Urtheilskraft, und dann — eine Phantaſie, die zwar für das Wahre, Gute und Schöne, leicht rührbar iſt, die aber doch nie die Schranken eines nüchternen Denkens überſpringt, — eine überwaltende Innigkeit für höhere Geiſtesbeſchäftigungen, eine unbeſiegliche Beharrlichkeit in Verfolgung ſeiner Lieblingsideen, — eine aufopfernde Liebe zu einem abgezogenen, ſpekulativen Leben, — eine willige Fügſamkeit in unangenehme Doppellagen, — und dabei ein unverrücktes Anſchmiegen an ſeinen mühevollen, bäuerlichen Beruf, ſo wie eine muſterhafte, nie verletzte, Reſpektsbeobachtung gegen ſeinen Vater. Eben darum ſcheint auch dieſer von jetzt an ſeine Geſinnungen geändert zu haben, indem Künzel bei ſeinen gelehrten Nebenbeſchäftigungen nichts an der Hausarbeit verſäumte, ſeinem ländlichen Berufe gebührend oblag, und, während andere Bauernburſche, entweder in den Schenken zechten oder andern ungebührlichen Dingen nachhingen, ſein Nicolaus, abgeſondert vom rohen Haufen, in edler Einſamkeit ſich geiſtigen Beſchäftigungen widmete. In ihm entwikkelte ſich ein neuer Sinn, da Vergnügen zu empfinden, wo Andere mit ihren gewöhnlichen fünf Sinnen keines empfinden. Auch freute er ſich doch ſeines gelehrten Thuns; denn Künzel war ſein Sohn, und das iſt viel für einen Vater! Was nun Künzel ferner unternimmt, iſt einzig das Werk ſeines freithätigen Wählens und Wirkens. Schon in dieſer Hinſicht verdient die Richtung ſeiner Beſtrebungen ſorgfältigſt bemerkt zu werden. Ihm ſteht das ganze, weite Gebiet der Wiſſenſchaften offen. Ihm ſteht

kein ſokratiſcher Lehrer zur Seite, ſeine Schritte leitet kein weiſer Mentor, keine Brodwiſſenſchaft beengt ſein Streben, kein Lectionsplan feſſelt ſeine Neigung. Er wandelt, wie ein Nomade, auf freien Schäferfluren, und ſtreut ſelbſt, wie Äſchilus es nennt, jedesmal den wiſſenſchaftlichen Saamen in die Furchen ſeines Verſtandes, wofür dieſer gerade am empfänglichſten war. Das Geſetz der ſtufenweiſen Fortſchreitung fand hier nicht ſtatt; denn was gemeinen Köpfen ſchwer däucht, das war ihm leicht, ihm Luſt, was jenen eine Laſt. Aus ihm wäre unter den Händen eines gewöhnlichen Lehrers, der in die Individualität des Zöglings ſich nicht zu richten weiß, nichts geworden, und man hätte unfehlbar ſeine Fähigkeiten, nach Maaßgabe der gangbaren Qualificationsnoten in den heutigen Schülerverzeichniſſen, angeſchlagen nicht um einen ganzen Heller. Seiner eigenen Willkühr mußte anheimgeſtellt bleiben beides, Lernſtoff und Lernform. So aber waren auch die wiſſenſchaftlichen Schätze, welche er ſich erwarb, ſein ausſchließliches Eigenthum; davon ging kein Stäubchen verloren. Stets anregend und bildend war ſein Selbſtunterricht. Todtes, mechaniſches Nachſprechen blieb ihm fremde. Sein Geiſt, nie leidend, war fortwährend im Feuer der Selbſtthätigkeit. Jeder von den Geſamtgegenſtänden des menſchlichen Erkenntnißkreiſes: Gott, Menſch, Natur, Sprache und Ton, Zahl, Maaß und Kunſt, ſagte ſeiner Forſch- und Wißbegierde zu. Was jedoch ſeine Neigung am ſtärkſten anzog, war das Studium fremder Sprachen; dazu hatte er eine unermäßliche, nie erhörte, Faſſungskraft. Daher befaßte er ſich zuerſt bei ſeinem weiteren Fortſtudiren vornehmlich mit dem Organiſchen der Gelehrſamkeit, mit der Sprachkunde, womit ſich bald

Geſang und Muſik vergeſellſchaftete, vermuthlich des=wegen, weil ſolche, außer dem Vergnügen, auch demjenigen, welcher mit dieſen Kunſtfertigkeiten ge=ziert iſt, einen höheren Grad der Bildung gewäh=ren. Anſtrebungen dieſer Art kann ein entſprechender Erfolg nicht fehlen. So ſtudirten von jeher die ta=lentvollſten Jünglinge. Gleichwohl war er weit da=von entfernt, gelehrter ſcheinen zu wollen, als er wirklich war. Bei vielem Wiſſen blieb er ſich deſ=ſen wie viel noch zu erreichen ſtehe, lebhafteſt be=wußt. Vorerſt dachte er nicht an die Dornengehege auf dem Gefilde der Gelehrſamkeit; er wandelte nur auf blumigen Auen. Sich ſelbſt überlaſſen, blieb er frei von jener gemeinen Unartſtudirender Jünglinge, weit lieber den Fehlern der Lehrer nachzuahmen, als ihren Tugenden, und erfuhr nicht die Kränkung, von mißgünſtigen Mitſchülern ſeines Fleißes und ſeiner Gaben wegen verſpottet, verfolgt und mißhandelt zu werden.

5.

Künzel legt ſich auf gelehrte Sprachen, beſonders auf orientaliſche, und ſtudirt Geographie.

Damals, da Künzel zu ſtudiren anfing, war bei den Gelehrten vorzüglich das Sprachſtudium an der Tagesordnung. Von Zeit zu Zeit wurde von den fremden Sprachen, die noch unbekannt waren, eine nach der andern in Umlauf gebracht. Darin durfte Niemand, der auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch machen wollte, unbewandert ſeyn. Außer der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache gab man ſich auf den Gymnaſien ab mit der arabiſchen, ſyriſchen, chaldäiſchen, perſiſchen ꝛc. Darin waren ſelbſt unter Landſchullehrern manche nicht ganz unbewandert. Die Sprachlehrekunſt aber war noch dürftig und wenig angebaut; die dazu erforderlichen Hülfsmittel waren theils ſelten, theils mangelhaft und unzureichend.

Bei ſolchem Zuſtande des Gelehrtenweſens erwachte in Künzel'n eine Begierde nach der Sprachkunde. Am erſten verſuchte er ſeine Kräfte an der lateiniſchen Sprache, für die noch am beſten geſorgt

war. Er ſpricht ſich hierüber alſo aus: „Wie ich nun im Deutſchen von Gott erbetenermaßen ein Genüge hatte, dacht' ich: ſchau, wenn du im Lateiniſchen auch eine Wiſſenſchaft ſollſt haben, da bekam ich einen lateiniſchen Catechismum von meiner Mutter Bruder, und machte mir das Lateiniſche auch bekannt." Unfehlbar war ihm die Nutzbarkeit der lateiniſchen Sprache, ſelbſt in den Geſchäften des bürgerlichen Lebens, nicht unbekannt. Ein altes Sprüchwort ſagt: „Wer den Gelehrten in die Karte ſchauen will, der muß Latein verſtehen." Vorerſt war es ihm zu thun, nicht um das Verſtehen, ſondern nur um das Leſen. Schon hier fand er an den eingemiſchten Abbreviaturen der alten Druckſchriften manche, unbeſiegliche Anſtöße. Ein Gelehrter ſeiner Zeit, M. J. C. Zopf w) zu Gera, merkt darüber Folgendes an: „Er hat den lateiniſchen Katechismus neben dem deutſchen gehalten und gedacht, es müſſe doch eins wie das ander geleſen werden, hat alſo von ſich ſelbſt leſen gelernt, ausgenommen das abgekürzte Wörtlein: que, welches er nicht verſtehen können." Vom Leſen wagt er ſich an das Verſtehen lernen. Dazu benutzte er Codomann. rudim grammat. Latin., Rheaii Donat nebſt Grammatik, und Comenii janua ling. Lat. Aus dieſen Schriften lernt er decliniren, conjugiren u. d. Im J. 1626 konnte er einen leichten lateiniſchen Schriftſteller zur Noth verſtehen. Durch fortgeſetzte Übung brachte er es ſo weit, daß er dasjenige, was jedesmal zu ſeinem Vorhaben diente, leicht und genüglich enträthſeln konnte. — Zu einer andern Zeit ſpielte ihm der Zufall einen andern Fund in die Hände. Ihn beſchenkt der Schulmeiſter zu Mißlareuth mit Claji

---

w) Stadt= und Landchron. über dem J. 1646.

Katechiſmus in viererlei Sprachen. Darunter fiel ihm am meiſten die hebräiſche Schrift in das Auge; er betrachtete ſolche mit religiöſer Ehrfurcht, als diejenige Sprache, worin Gott, der Herr, — nach rabiniſtiſcher Meinung, — mit den erſten Menſchen geredet, auch den Patriarchen und Propheten ſeinen Willen kund gemacht habe. Er dachte x): „Möchte Gott dich auch dieſe Sprache erfahren laſſen; denn es iſt eine ſchöne Schrift!" — Wie gedacht: ſo geſchehen! Er ſchritt unverzüglich an das Werk. Den erſten Verſuch macht er mit den Worten des ſechsten Hauptſtücks: „Alſo ſchreiben die h. Evangeliſten ꝛc." Allein hier verließ ihn ſeine gewohnte Vergleichungsmethode. Er machte ſich zwar die hebräiſchen Buchſtaben bekannt, und bediente ſich derſelben bei ſeinen Schreibereien; allein, die Eigenheit der hebräiſchen Schreibart konnte er nicht herausbringen. Was ihn am meiſten irrte, waren die Vokalzeichen und Endbuchſtaben. Auch D. Luther's Schriften, worin hebräiſche Wörter erklärt werden, halfen ihm nicht aus dem Traume. Glücklicher Weiſe findet er zu Schleiz bei einem Buchbinder: M. J. Mehlführer's, 1626 zu Nürnberg herausgekommene, hebräiſche Grammatik, und erkauft ſie noch ungebunden um ſieben Groſchen. Dieſe hilft ihm auf den rechten Weg. „Wie ich," ſagt er, „auf den Abend zu Hauſe kam, brich ich's, falz's, heft's ein, und beſchneid's: da kam ich zu der hebräiſchen Sprache, wie ich's pronunciren, ſchreiben und leſen ſoll: da war ich ſehr froh, dacht, ich hätte viel Güter überkommen."

Wie aber, wer etwas Neues lieb gewinnt, gemeiniglich das Alte darüber vernachläſſigt: ſo nahm

---

x) Autobiogr.

ſich auch Künzel des Lateiniſchen nicht mehr ſo eifrig an. Er machte ſich an das Griechiſche; doch am meiſten lag er über dem Hebräiſchen. Mittlerweile geht ihm ein Licht auf, daß zwiſchen der hebräiſchen und chaldäiſchen Sprache eine genaue Verwandtſchaft ſtatt habe. Auch daran wagt er ſich, verſehen mit den nöthigen Hülfsmitteln von Buxtorf, Schickard, Erineſius ꝛc. — Zu einer andern Zeit erkauft er zu Hof von einem Studenten die ſyriſche Überſetzung des erſten Briefes Johannis, — und nun giebt er ſich mit dieſer ab. Wieder ein anderesmal findet er im Buchladen Eper. gramm. Arab., und vertieft ſich in das Arabiſche. Auf eine gleiche Weiſe wird ſein Sprachgeiſt fortgeführt auf Alles, was ſich von der Art ihm darbot: Äthiopiſch, Abiſſiniſch, Armeniſch, Ägyptiſch, Perſiſch, Türkiſch ꝛc. Nach nicht allzulangen Jahren hatte er das neue Teſtament innen in vierzehn, und das alte in ſechserlei Sprachen. Ja, er ſelbſt brachte verſchiedene Sprachalphabete zum Vorſchein, die bisher nie geſehen und ſelbſt den größten Sprachliebhabern neu und unbekannt waren y). Indeß ſein Lieblingsſtudium blieb das Hebräiſche.

Wie viel Zeit, welche Kraftanſtrengung, dergleichen Sprachübungen koſteten, läßt ſich ermeſſen. Sein Leben war ſtets getheilt. Mit dem Körper verrichtete er Bauernarbeit, mit dem Geiſte war er verſenkt in gelehrte Betrachtungen. Studiren war ſein erſter Gedanke am Morgen, ſein letzter in nächtlicher Stille. Wo er geht und ſteht, hat er ein Buch in der Hand oder in der Taſche, über Tiſche liegt es ihm zur Seite, und er vergißt, wie einſt der eifrige Philoſoph, Carneades, nach Speiße die

y) Struv. l. c.

Hand auszuſtrecken. Des Nachts iſt er mit Minervens Eule wach und thätig. Im Traum umſchweben ihn Bilder aus der Muſenwelt. Sein kirchlicher Lebenslauf berichtet: „Wenn er gedroſchen, hat er ihm die fremden orientaliſchen Sprachen in der Scheune hin und wieder angeſchrieben, und unter währendem Dreſchen ſich in denſelben geübet. Des Nachts, wenn andere Leute des ſüßen Schlafs gepflegt, hat er ihm denſelben abgebrochen, und in guten Büchern emſig geleſen.“ Brennend war Künzel's Eifer. Getragen wird er auf den Roſenfittigen der Liebe und Sehnſucht. Sein Zuſtand war der eines heiß Liebenden, welcher auch des Nachts keinen Schlummer faſſen kann. Wer aber ſo ſtudirt und Talente beſitzt, dem muß ſein Streben gelingen; er wird gelehrt werden.

Durch die Bekanntſchaft mit fremden Sprachen wurde ſein Sinn unvermerkt hingelenkt auf das Studium der Geographie. Er verſorgt ſich zeitlich — was damals eine neue Erfindung war — mit einer künſtlichen Erd- und Himmelskugel. Solche vor ſich hinzuſtellen, in Gedanken von Land zu Land, von Erdtheil zu Erdtheil, zu wandern, und in der Einbildungskraft ſich zu vergegenwärtigen die Menge verſchiedener Sprachen und Schriften der Erdbewohner in allen Ländern und Himmelsſtrichen, gewährte ihm die ſüßeſte Unterhaltung. „Sollte das,“ ſagte er, „nicht eine Luſt ſeyn, wenn man die Schriften und Sprachen betrachtet, und drehet den Globum terrestrem herum, daß man ſiehet, welches Land und Ort auf der Erdkugel dieſe Schrift redet, ſchreibt und gebraucht?“ Nur Süſſigkeiten, wie die Biene aus Blumen, zog er aus ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Sein Sinn, nur empfänglich für jene edleren Vergnügen, welche mehr den

Geiſt, als den Körper, berühren und, in den Anlagen des Denkvermögens wurzelnd, einen höheren Grad der Verſtandesbildung vorausſetzen, war der eines Kepler's, der keine ſeiner aſtronomiſchen Erfindungen vertauſchen wollte um ein Fürſtenthum. — Indeß Sprachen ſind nur die Schaalen, Sachen der Kern.

6.

Er befreundet ſich mit der Tonkunſt.

Künzel'n lehrte ſeine Wißbegierde auch philoſophiren Er war nicht blos ein Gedächtnißkrämer, er war auch ein formaler Denker. Ihm genügte nicht, die Erſcheinungen der Naturwelt nur ſinnlich wahrzunehmen; er wollte zugleich das innere Getriebe des Sinnenlandes erſpähen, und eindringen in den verborgenen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung. Was am erſten ſein Nachdenken reizte, war Eine der lieblichſten Erſcheinungen, wovon nicht nur das menſchliche Gemüthe gerührt, ſondern auch das Ohr des Thieres getroffen, und ſelbſt die lebloſe Natur bewegt und erſchüttert wird. Die Welt der Töne und des Wohlklangs wollte er kennen lernen in ihren Urquellen. Eben darum handelte es ſich damals in der Gelehrtenwelt. Die Geſetze der Tonkunſt unterwarf man einer neuen Sichtung. Man beſchäftigte ſich ſogar mit Löſung der Aufgabe, ob nicht irgend eine Zuſammenſetzung muſikaliſcher Töne zu erfinden ſtehe, wodurch auch die wildeſten Beſtien könnten angehalten und gebändigt werden. An der Möglichkeit zweifelte Niemand: Nach Verwirklichung der Idee wurde geforſcht z). Zugleich war eben

z) Morhof. de Paradox. Sens. J. Polz de Harm. music. Witteb. 1679.

damals eine eigene Vorliebe für die Tonkunſt erwacht, ſeitdem D. Luther dieſelbe, als ein wirkſames Mittel der verbeſſerten Jugendbildung, empfohlen hatte. „Sie macht, rief er den Deutſchen zu, feine und geſchickte Leute.“ Ausgeartet in ein reizloſes Einerlei, wurde ſie vorher wenig geachtet. Abgewendet war das Ohr von der Eintönigkeit der alten Leyer: ut, mi, sol, re, ſa, la. Viel höher waren geachtet die neu erfundenen Tonzeichen: ba, co, de, ga, la, ma, ni. Jetzt erklang zum erſtenmal die große Terz; die laufenden Figuren kamen auf, das Orgelſpiel wurde künſtlicher, und in den Kirchen erſchallte, anſtatt des alten Uniſono, der vierſtimmige Geſang. Alles verjüngte ſich; die Tonkunſt trieb neue Blüthen. Aus den adelichen Schlöſſern erklangen verfeinerte Töne. Die Gymnaſien zu Hof und Gera entließen trefflich gebildete Zöglinge. Vorzüglich blühend war zu Gera die Schule des neuen Figural-Cantor, Ph. Neander, genannt der Lange, der in der Muſik viel gereiſt und Meiſter war im Componiren. Selbſt zu Lichtenberg beſtand ein muſikaliſcher Verein unter der Leitung des fürſtlich brandenburgiſchen Capellmeiſters Jac. Herder von Berlin, verbunden mit Junker, Chriſtoph von Waldenfels, kurfürſtl. Rath zu Berlin, damals zu Lichtenberg a).

Bei ſolchen Umſchwebungen der muſikaliſchen Welt blieb Künzel nicht ungerührt. Auch er griff zum Saitenſpiele. Unter den Inſtrumenten, welche muſikliebende Jünglinge ſich aneigneten, waren, wegen Vollſtändigkeit der Accorde und des harmoniſchen Dreiklanges, am meiſten vorgezogen die Harfe und das Clavichordium (Clavier). Er wählte ſich das

a) Berg. Taufb. für d. J. 1606.

letztere, am meiſten aus Liebe zur Orgel, die vor allen andern die größte Mannigfaltigkeit, Fülle und Kraft der Töne hervorgehen läßt, und, wenn ſie gehörig regiert wird, vorzüglich geeignet für die kirchliche Andacht, überdieß den Vortheil gewährt, daß beide, Melodie und Harmonie, mit einander verbunden, zugleich können vorgetragen werden. Eben damals wurden auf dem Lande Orgeln angeſchafft. Die erſten Orgelſpieler aber waren meiſtens unbehülfliche Stümper. „Die Bauern," heißt es irgendwo, „hielten oft vor den beſtgeſtimmten und wohlklingendſten Orgeln die Ohren zu, darum, daß ſie nit aus dem rechten Loch pfiffen. Das Inſtrument macht es allein nit. Alles kommt auf den Spieler an. Es ſey auch, der's zwickt, kein Gauch. So's thut ein Hund, laut's auch! Das Werk iſt, wie der Meiſter. Jedes Ding aber will einen Meiſter haben, der damit umgehen kann, und es recht thue." Eben daran war Mangel. Noch pflegten die Meiſter der Orgelkunſt das Grundmäßige derſelben, als ein Geheimniß, verborgen zu halten. Daher faßte der talentvolle Jüngling den kühnen Gedanken, ob er nicht ſelbſt durch eigenes Nachdenken der Sache auf den Grund zu kommen vermöge. Ihm war nicht darum zu thun, weder ein mechaniſches Spiel zu erlernen, noch als Virtuoſe zu glänzen und die Vögel auf den Zweigen horchend zu machen. Wie überall, ſo ſpielte auch hier, bei ihm Wißbegierde die Oberhand. Er rührte nicht blos, als Cithariſte, das Saitenſpiel mit den Fingern; ſondern er begleitete auch, als Citharöde, daſſelbe zugleich, wie einſt der königliche Sänger David, mit Geſang. Er ſelbſt berichtet: „Indeſſen bekam ich auch Beliebung zur Muſik, bin zwei oder dritthalb Jar damit umgangen, ehe ich recht hinter die Mutation kam; den Anfang

machte ich aus Vulpii Muſik.“ Noch hat ſich von ihm erhalten eine handſchriftliche, nett geſchriebene, Sammlung von allerlei Geſangſtücken, drei Finger ſtark in gr. Folio. Darin findet ſich auszugsweiſe eingetragen: Novum et insigne opus music. edit. a J. Otton. Bibliop. Noriberg. 1533, und El. Thirolani, ſonſt Ammerbach genannt; Organiſt bei der Thomaskirche zu Leipzig, Orgel- und Inſtrument-Tabulatur. Leipz. 1571. Außerdem iſt darin enthalten eine Menge nicht nur von allerlei fröhlichen Gaillarden, Paſſametzen, Muteten, Coloraturen u. d., ſondern auch von geiſtlichen Liedern und feſtlichen Kirchengeſängen z. B. „Herr Gott, zeig' uns deine Güte.“ — „Hart halt' ich noch an dir, mein Gott.“ — „Gott, ſchweig' doch nicht.“ — „Was ich einfältig ſinge.“ u. ſ. w. Von lateiniſchen Pſalmen und Lobgeſängen finden ſich: „Die Auferſtehung Jeſu Chriſti,“ 5 Bogen ſtark. Ferner: In honore Christi filii Dei jubilemus jugiter; Qui habitat in adjutorio. Ps. 91. von Josquin; — Si bona susceperimus. Hiob. 2. von Verdeloth. u. ſ. w. Außerdem werden, als Componiſten, genannt: v. Buck, Figulus, Forſter, Gallicuculus, di Laſſo, Lebrin, Meilandus, Orlandus ꝛc. Unter den fröhlichen Arien kommen vor: „Ach, du edler Rebenſaft.“ — „Da Adam ſchlief ſo ſanftiglich.“ — „Die mich erfreut, iſt lobenswerth.“ — „Gar hoch auf jenem Berge.“ — „Herzliebſtes Kind, beweis dich mild.“ — Ich ſchwing mein Horn in's Jammerthal.“ — „Ich ritt einmal ſpatziren.“ — „Im Maien hört man die Hahnen krähen.“ — „Verlorner Dienſte ſind gar viel.“ — Frau, ich bin euch herzlich hold.“ u. ſ. f. — Anſtatt der Noten bedient er ſich kleiner Horizontal- und Perpendikular-

ſtriche mit untergeſetzten Buchſtaben. Auch iſt in dieſer Sammlung enthalten ein allegoriſches Lied des bekannten J. Mattheſius, D. Luther's Freund und Tiſchgenoſſe, in ſeinem Sterbejahre verfaßt und gerichtet an ſeinen Freund, M. Caſp. Eberhardt, Superint. u. Profeſſor der Theologie zu Wittenberg, worin er demſelben, bei den obwaltenden Religionszwiſtigkeiten, ein gemäßigtes Benehmen empfiehlt unter dem Bilde eines chriſtlichen Fuhrmanns, überſchrieben: Auriga Joh. Matthesii pro D. M. Casp. Eberhardo MDLXIV. Moderatus Doctor auriga et currus Ecclesia.

Lied eines chriſtlichen Fuhrmanns.

In Gottes Namen ſpann' ich an,
Er iſt Schirrmeiſter, ich Fuhrmann.
Wenn er fürlegt und greift in's Rad,
So geht's Fuhrwerk fertig von Statt.

Drum leit mich, Herr, auf deiner Bahn,
Du weißt all' Weg, hilfſt Roß und Mann
Kennſt all' Stöck, Schläg, Lachen und Krüm,
Wenn du nicht hilfſt, ſo werfen wir üm.

Fein g'mach laß gahn auf Brück'n und Steg,
Hilf, daß ich weich bald auf engem Weg;
Wenn mir begegnet ein hart Geſpan,
Laß mich kein Hader fahen an.

Auf meiner Straß preis ich dich, Herr!
Am End ein ſelge Fahrt beſcher,
Spann mich aus, daß ich komm zu dir,
Solchs iſt mein höchſter Wunſch und Gier.

In Angſt wir hier das Elend baun.
Wohl den, ſo auf dein Zuſag traun!
Die fahren grad zur Herberg zu,
Da iſt und bleibt ſtets Freud und Ruh.

Auch mit der Verskunſt beſchäftigte er ſich. Vorliegende Proben bezeugen ſein Beſtreben, von dem Sylbenmaaße, den Versgliedern, Versarten und dem Bau eines regelmäßig zuſammengeſetzten Verſes, ſich eine gründliche Kenntniß zu verſchaffen. Sein Wegweiſer war Jer. Miletus (1589). Eben ſo ließ er auch ſeine Kräfte nicht unverſucht in der deutſchen Poeſie, und wagte, ſeine Gedanken und Gefühle in Reimen auszudrücken, die das Gepräge gutmüthiger Trolligkeit und deutſcher Derbheit, wie ſie damals herrſchend war, an ſich tragen. In irgend einer ſeiner bedrängten Lagen, deren die überhand genommene Kriegsnoth ſo viele herbeiführte, drückt er ſein frommes Vertrauen und ſeine gelaſſene Übergabe an Gott alſo aus:

Wird dir genommen Gut und Blut,
Halt an Gott, dem höchſten Gut;
Denn läßt du dieſen Schatz entgehn,
So iſt's um all dein Heil geſchehn.

Des Gerechten wird vergeſſen nicht,
Obgleich der Tod ſein Herz zerbricht.
Wer ein rechter Chriſt will ſeyn geborn,
Den muß ſtechen all Tag ein Dorn.

In dieſer Welt gar oft geſchicht,
Daß irdiſch Gut nichts Guts anricht. u. ſ. w.

Gut genug für das Zeitalter eines Ambroſ. Lobwaſſer! —

7.

Er ſtudirt Natur-, Stern- und Witterungskunde.

Traurig ſtand es mit der Arzneikunde. Aller Orten gab es Leidende; jedes Jahr kehrten verheerende Seuchen zurück, und Niemand war da, der ſich des leidenden Landvolkes annahm. Studirte Ärzte waren ſelten, und wo Einer lebte, der gab ſich weniger ab mit der Heilkunde, als mit der Alchymie und geheimen Künſten. Durch die Goldmacherkunſt wollten ſie ein neues Weltalter herbeirufen. Die gewöhnlichen Arzneimittel waren gewiſſe Kräuter, Wurzeln und Metalle, verbunden mit Segenſprechen und Zauberworten, erlernt von Juden, Zigeunern, Landſtreichern, alten Weibern. Dieſe ſpielten die Rolle der Ärzte. Daher richtete Künzel ſein Augenmerk auch auf dieſen Zweig des menſchlichen Wiſſens. Er berichtet: „Nebſt dieſem hab ich auch Beliebung bekommen zu den Kräutern und Arzney, um dieſelben erkennen zu lernen, und hab mich befleißigt auf

gute Bücher und Autores.“ In ſeinen ſpätern Jahren legte er ſich auf die Wiſſenſchaft, die Körper nach ihren innern Beſtandtheilen zu unterſuchen, und fing an, aus chemiſchen Miſchungen, die noch etwas Seltenes waren, künſtlich zuſammengeſetzte Arzneien zu verfertigen, und von der Kunſt zu experimentiren, welche um das Jahr 1650 von einigen Gelehrten in Bewegung geſetzt war, Gebrauch zu machen. Ein Theil ſeines chemiſchen Apparats an Retorten, Gläſern ꝛc. kam durch eine Abkömmlingin des gelehrten Bauers nach Hof, und wurde daſelbſt, als der Blitz im Jahre 1803 am 13. Juli in die Hoſpital-Pfarrwohnung einſchlug, nebſt mehreren Büchern aus Künzel's Verlaſſenſchaft, ein Raub der Flammen b). Er benutzte ſeine mediciniſchen Kenntniſſe mit dem beſten Erfolge, und kam, als Arzt, weit in Ruf. Hohe und Niedere in der Nähe und Ferne bedienten ſich ſeines mediciniſchen Rathes. Nicht ſelten mitten in der Nacht kamen, um ihn abzuholen, Eilboten mit Chaiſen und Pferden zu Rodenacker an c); — nie aber bediente er ſich dieſer Auszeichnung; er fuhr, als Bauer, mit ſeinem Geſpann d). Eben aber die damalige Neuheit chemiſcher Proceſſe zog ihm das Leiden zu, als ein Giftmiſcher angeklagt und vor Gericht geſtellt zu werden e).

Noch günſtiger, als die Arzneikunſt, ſagte ihm die Naturkunde zu. Eben auf dieſem Schauplatze waren damals neue Schönheiten, neue Wunder zu ſehen,

---

b) Nachricht des ſel. Hoſpital-Pfarr. Brückner zu Hof.

c) Vorhandene Briefe.

d) Mündliche Sage.

e) Lobenſt. Gemeinn. Intellig. Bl. 1800. S. 212.

ſeitdem mit Erfindung der Vergrößerungsgläſer, Sehrohre, prismatiſcher Gläſer ꝛc. eine neue Licht- und Farbenwelt ſich aufſchloß und die meiſten Naturgegenſtände in einer ganz andern Geſtalt darſtellte, als die man bisher mit unbewaffnetem Auge wahrgenommen hatte. Die ganze Sehekunſt (Optik) und die Lehre von der ſcheinbaren Geſtalt und Beſchaffenheit der Gegenſtände nahm eine andere Richtung, der Volksglaube erhielt neue Aufſchlüſſe, und ſelbſt in den Räumen der Sternenhöhe öffneten ſich neue, prachtvolle Ausſichten. — Auf dieſem Gebiete fand Künzel's unbegrenzte Wißbegierde einen angemeſſenen Spielraum. Die Sternkunde wurde ſeine Lieblingswiſſenſchaft. Aber auch hier, wie überall, genügte ihm nicht eine blos allgemeine Anſicht, die, ohne in das Innere einzudringen, nur bei den Reſultaten derſelben ſtehen bleibt. Dieſe Oberflächlichkeit war nicht ſeine Sache. Er verſenkt ſich zuerſt in die Tiefen der höheren Mathematik, verſieht ſich mit einem Apparat der auserleſenſten mathematiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente, und ſo vorbereitet, geht er an das Werk. Zu oberſt unter dem Dache eines ſeiner neu erworbenen Wohnhäuſer legt er ſich eine Sternwarte an, und mit dem Auge eines Thales Mileſius blickt er in die Fernen des geſtirnten Himmels. Auf keiner andern Sternwarte wurde ſo eifrig beobachtet, ſo ſorgfältig gemeſſen und gerechnet, als auf Rodenacker. Achtungsvoll betrat Schreiber dieſes die denkwürdige Stelle; gerührt ſahe er hin auf das dort noch vorhandene, hölzerne Geſtelle eines Lehnbettes, wo ein großer Geiſt einſt weilend, ſich in des Weltalls ungemeſſene Tiefen verſenkte. Er ſelbſt erklärt ſich hierüber beſcheiden alſo: „Unter andern hab ich auch Belieben gewonnen zur Astronomia des Himmelslaufes, die Sterne erken-

nen zu lernen, habe ein Buch, die Uranometria J. Bajerii, Rhenauus genannt, ankommen, habe nächſt göttlicher Hülfe von mir ſelbſt alle Bilder und vornehmſte Sterne mir bekannt gemacht, hab ein Fenſter am Dach hinausgemacht; — wenn der Himmel hell war, hab ich ein Bild aus demſelben Buch vorgenommen, daſſelbe gelernt, bis ich alle zwölf Himmelszeichen und andere geſtirnte Bilder mir ein=gebildet, ſolches iſt mir Gottlob! gar leicht zu lernen geweſen, — habe alſo meine Luſt und Freude am geſtirnten Himmel gehabt, daß Gott alles ſo herrlich und ſchön erſchaffen und alles ſo wohl gemacht hat. Sollte das nicht eine Freude ſeyn, wenn man stellatim geht, ſchauet die Sterne an, wie ſie Gott ſo ſchön zierlich an das Firmament geſetzt hat, daß ſie ihre Läufe ſo wunderbarlich verrichten u. ſ. w."

So nahm ſeine Denkkraft den höchſten Aufſchwung in Regionen des Sternengefieldes, wo das Rohr des Sehers, dem phyſiſchen Auge neue Weltſyſteme nur als Nebelflecke zeigt, und die Anfangspunkte zu Platon's großem Sternenjahre ahnden läßt. Auch auf dieſem Gebiete brach er ſich, wie überall, eine neue Bahn, entwickelte als Selbſtgelehrter eine eigenthümliche Originalität, und zeigte ſich als denkender Kopf.

Seinem Beobachtungsblicke entgingen dabei nicht die Erſcheinungen unſerer Erddunſtkugel. Überzeugt von dem vielfach wirkſamen Einfluße der Witterung auf die Geſundheit der Menſchen und Thiere, auf das Wachsthum der Pflanzen ſo wie auf das Gedeihen der landwirthſchaftlichen Verrichtungen, legte er ſich zugleich auf meteorologiſche Beobachtungen. Unſicher und noch wenig bearbeitet war auch dieſer Zweig des menſchlichen Wiſſens. Die Witte=

rungsangelegenheiten waren gegründet auf das Verhalten gewiſſer Thiere, auf bemerkbare Veränderungen an den Pflanzen, auf den Mondwechſel, auf alte Bauernregeln und den hundertjährigen Kalender. Anderweite Witterungsbeobachtungen überließ man den Sterndeutern (Aſtrologen), die ſolche in die Kalender brachten. Meteoroſkopiſche Inſtrumente waren noch nicht erfunden, z. B. das Barometer (Schwermeſſer), von dem gemeinen Manne genannt: Wetterglas. Aus welchen Gründen Künzel die Witterungsveränderungen ableitete, und wie er, bei ſeinen Beobachtungen der Lokalwitterung auf ſeiner Berghöhe, zu Werke ging, erſieht man aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe mehrerer Jahrgänge derſelben. Er nimmt Rückſicht auf die Polhöhe ſeines Wohnortes, die er auf 50 Gr. 30 Min. angiebt, bezeichnet jedesmal die Veränderungen des Himmelsſtandes, und bemerkt die Witterung nach den Wechſelpunkten um Mitternacht, Vormittags, gegen Mittag, Nachmittag und Abends. Angeführt iſt Bartol. thermot. prodrom. 1667. So z. B. iſt bemerkt:

„Den 1. Januar. Himmelsſtand. Borealis capitis Pegasi mane ortus.
Witterung. Nachmitternacht etwas geſtirnt, im Gebirge ein mittelmäßiger Froſt, im niedrigen Lande gelinde Luft. Vormittags eine Weile kühle und trübe Luft. Gegen Mittag gelind und Sonnenblicke. Nachmittags eine Weile gelinde Ungleiche, dick Gewölke, im hohen Gebirge etwas ſchneeigt, ſonſten Regengeſprüde.

Abends wieder etwas friſch, und im Gebirge kälter."

Auf dieſe Weiſe ſind ſeine Beobachtungen ununterbrochen fortgeſetzt durch jedes Jahr.

8.

Er wird gerufen an Fürſtenhöfe.

Seidem er den Wiſſenſchaften zu Leben angefangen hatte, war es etwa eilf Jahre. Eben jetzt ſtanden die Saaten ſeines Selbſtbildungswerkes in der Blüthe. Was am meiſten glänzend in das Auge fiel, war die Überfülle ſeines Sprachenweſens. Dadurch ward er eine ungewöhnliche Erſcheinung, und kam weit und nahe in großen Ruf. Beobachter in der Ferne waren begierig, den viel geprieſenen Muſenſohn nicht nur von Perſon kennen zu lernen, ſondern vornehmlich auch über den Verlauf ſeiner ſchnell gereiften Selbſtbelehrung zuverläſſigen Aufſchluß zu erhalten. Eben damals waren die meiſten Gelehrtenſchulen in einen traurigen Zuſtand verſunken. Die einſichtsvollſten Menſchenfreunde lebten der Überzeugung, daß, wenn auf dem Felde der Wiſſenſchaften irgendwo etwas Erſprießliches zu erfinden wäre, ſolches geſchehen müſſe in Verbeſſerung der Unterrichtskunſt. Darnach wurde geforſcht, wie nach verborgenen Silbermienen. So geſinnt war man an mehreren Fürſtenhöfen, — vorzüglich in Weimar, von jeher hochgefeiert in den Annalen der deutſchen Literatur. Eine gleiche Stimmung herrſchte an dem blühenden Fürſtenhofe zu Schlackenwerde. Dahin wurde gerufen Künzel, der Selbſtzögling, damals ſtehend in ſeinem ſieben und zwanzigſten Lebensjahre.

Er ſelbſt zwar gedenkt nichts von dieſer, ihm wiederfahrnen Auszeichnung. Sein beſcheidenes Stillſchweigen aber ergänzen gleichzeitige Nachrichten. M. Zopf merkt an: „Ao. 1633 iſt er gen Weimar kommen, und hat bei Herzog Ernſten gnädige Audienz gehabt, und iſt ihm erlaubt worden, in die fürſtliche Bibliothek zu gehen, ſich umzuſehen, und ihm auszuſuchen, was ihm beliebt. Herzog Ernſt hat ihn wollen bei ſich behalten, verlegen und die Studia fort zu ſetzen Vorſchub thun; — aber ſein Sinn hat ihn wieder heimgetragen.“ — Eben ſo in ſeinem kirchlichen Lebenslaufe: „Es hat Ihm an hohen und mächtigen Beförderern nicht gemangelt, ſintemal er wegen ſeiner Erudition nicht allein geliebt, ſondern auch bei hohen Häuptern, Churfürſten, Fürſten und Herren, rühmliche Audienz gehabt. Seine erſte Reiſe iſt geweſen zu Ihrer Fürſtl. Durchl. zu Weimar, hernach als er ſich in Böhmen im Carlsbad aufgehalten, iſt er von da an den Fürſtl. Hof gen Schlackenwerda abgeholet worden.“

Der Ruf an Fürſtenhöfe war nicht das Spiel einer müßigen Neugierde. Unter Deutſchlands Hohen lebten damals zwei Fürſten, thätigſt beſorgt ſowohl um die Aufrechthaltung der deutſchen Mutterſprache, als auch um die Verbeſſerung der Unterrichtskunſt. Um dem Andringen der vielerlei fremden Sprachen einen Damm entgegen zu ſetzen, war auf Betrieb des Fürſten Ludwig von Anhalt, den man deshalb den zweiten Carl den Großen nannte, im J. 1617 zu Weimar die Fruchtbringende Geſellſchaft, auch Palmenorden genannt, geſtiftet worden, deren Grundgeſetz war: „die deutſche hochgeehrte Mutterſprache in ihrem gründlichen Weſen und rechten Verſtande, ohne Einmiſchung fremder aus-

ländiſcher Flickwörter, in Reden, Schreiben, Gedichten ꝛc. auf's allerzier= und deutlichſte zu erhalten und auszuüben f)." Zu derſelben Zeit waren zu Weimar zehn fürſtliche Brüder am Leben, darunter der regierende, der vortrefflich gebildete Herzog Ernſt, nur um fünf Jahre älter, als Künzel. Die Fruchtbringende Geſellſchaft ſtand in höchſter Thätigkeit, und achtete ihre bürgerlichen Mitglieder an Rang den höchſten gleich. — Nächſt Aufrechthaltung der deutſchen Sprache faßte man die Verbeſſerung der Unterrichtskunſt in das Auge, und hatte ſchon ſeit dem J. 1619 anſehnliche Summen verwendet auf die Errichtung eines pädagogiſchen Inſtituts. Dabei ſpielte ein gewiſſer Großſprecher, Wolfg. Rattig, den Baſedow ſeines Jahrhunderts. Er verſprach einen Plan auszuführen, nach welchem die bisher langweilige Methode abgekürzt und die fähigere Jugend beiderlei Geſchlechts binnen Jahresfriſt ſo weit ſollte gebracht werden, nicht nur Hebräiſch, Griechiſch, Lateiniſch ꝛc. zu lernen, ſondern auch die nöthigſten Wiſſenſchaften gründlich zu verſtehen g). Dieſer Plan, angelegt auf Paradeweſen, war geſcheidert, aber den Gedanken an die Möglichkeit und Nützlichkeit der guten Sache hatte man nicht aufgegeben. Um ſo größer war die Aufmerkſamkeit auf den neuen Selbſtbelehrten, der durch ſich ſelbſt geleiſtet hätte, wornach die Gelehrten forſchten. Künzel ward zu Weimar huldvollſt aufgenommen, und nicht ohne Beifall entlaſſen. Rodenacker aber war ſein

f) M. Elias Geißler u. J. Fr. Müller disp. histor. de Societ. Fructic. Lips. 1672. 4.

g) M. F. Kapp pr. quo exemplis demonstratur, multa in re scholast. emendanda pro novis venditari, quae nova non sunt. Baruth. 1778.

Athen, dahin trug ihn ſein Sinn zurück; jedoch unterließ er nicht, aus der fürſtl. Bibliothek, wie ihm war erlaubt worden, ſich ein Tragent Bücher auszuleſen und mit heim zu nehmen auf dem Schiebkarren.

Dieſelbe Stimmung, wie zu Weimar, herrſchte auch an dem damaligen Fürſtenhofe zu Schlackenwerde. Dort hatte früher Comenius, als Verbeſſerer des Schulweſens, ſeinen verdienſtlichen Wirkungskreis, wo er als Schöpfer einer neuen Methode, ſeine Verbeſſerungsplane in der Sprachkunſt und den philoſophiſchen Wiſſenſchaften auszuführen gedachte. Der Krieg, jener feindſelige Dämon, hatte den achtungswürdigen Gelehrten, bei einer Plünderung aller ſeiner Bücher und Manuſcripte verluſtig, aus jener Gegend zwar verſcheucht; aber ſein Geiſt und der Glaube an die Ausführbarkeit ſeiner Grundſätze waren zurückgeblieben. Was den jugendlichen, kraftvollen Bauernſohn zu einer Reiſe nach den berühmten Carlsbader Quellen veranlaßt habe, wird nicht bemerkt und nur ſo viel geſagt, daß er von dort nach Schlackenwerde abgeholt, ehrenvoll und ſtattlich beſchenkt, entlaſſen worden. Dergleichen Vorfallenheiten, obgleich ſie aus Zeitblättern und Journalen, damals noch ungebräuchlich, nicht zu entnehmen waren, blieben doch in der Gelehrtenwelt nicht unbekannt, und Künzel's Name wurde ſeitdem genannt weit mehr.

Indeß der Gelehrte auf Rodenacker war und blieb ein Bauer; doch lebte und wirkte in ihm ein Weſen anderer Art, wie in gemeinen, ungehobelten Bauernſöhnen. Ohne je ſeinen bäuerlichen Stand in Sitten und Betragen zu verleugnen, war an ihm das Unbehülfliche und Eckige abgeſchliffen, und er beſaß eine naive, liebenswürdige Gewandtheit, auch in Gegenwart der Großen ſich zu benehmen mit ge-

ziemendem Wohlſtande, mit offener Gegenwart des Geiſtes, und mit der anſtandsvollen Würde eines gebildeten Gelehrten. Geordnet waren die Geſichtszüge, vorzüglich das Feuer der Augen, im weſentlichen Zuſammenhange ſtehend mit den Vorgängen der Seele. Trotz der übermäßigen Anſtrengungen des Geiſtes und Körpers war, wie ſonſt leicht, an ihm kein nachtheiliger Einfluß auf die Heiterkeit ſeines Gemüthes zu bemerken. Sein Körpertalent war kraftvoll, behende, und anſehnlich gebaut; ſein Anblick einnehmend. Auf ſeiner Miene ſchwebte ein freundliches, liebreizes Weſen, — der Wiederſchein eines guten, zutrauensvoll geſtimmten Gemüthes. Aus dem bäueriſch gekleideten Menſchen ſprach die reinſte, wohlklingendeſte Seele. Sein Umgang war anziehend, und ſein Geſpräch, weil er Verſtand beſaß, natürlich, unterhaltend und weit entfernt von widerlicher Affectation, die, fremden Sitten nachahmend, etwas Beſſeres ſcheinen will, als was wirklich in der Seelentiefe vorhanden iſt. Ihm war eigen eine edle Einfalt in den Sitten und im Betragen, die in allen Umſtänden, geleitet von einem richtigen Selbſtgefühle, ohne Umſchweife ſo denkt, ſpricht und handelt, wie es ſowohl ſeine eigene, als auch der Sache Natur mit ſich bringt. Wer vor den Hohen der Welt nicht in dieſer geordneten Gemüthsfaſſung erſcheinen kann, der trägt nicht Achtung und Beifall, ſondern Spott und Verachtung, auch wohl Abſcheu, davon.

9.

Er heurathet.

Um dieſe Zeit ereignete ſich eine bedeutende Veränderung in Künzel's Familienverhältniſſen. Bis zu ſeinem dreißigſten Lebensjahre verharrt er in dem Junggeſellenſtande. Früher ließ ſich nicht denken an eine Veränderung dieſer Art. Am Leben waren noch ſeine Eltern beiderſeits, und führten das Haushalten fort in gewohnter Ordnung. Jetzt aber im J. 1637 erfolgte ſeines Vaters Todesfall, und mit demſelben drängten ſich herbei die wechſelnden Verhältniſſe, welche das Dahinſcheiden eines Familienvaters zu begleiten pflegen. Gekommen war jetzt der Zeitpunkt, da er den ledigen Stand vertauſchen mußte mit dem ehelichen. Auserſehen zu ſeinem herzlieben Eheweibe hatte er ſich Eliſabeth, die jungfräuliche Tochter ſeines Namensverwandten, Hans Schmidt zu Rodenacker. In Stille, Demuth und Hoffnung begingen ſie, wie es die unglückliche Kriegszeit mit ſich brachte, ihren Ehren- und Trauungstag. —

Das junge Ehepaar hatte einen ſchweren Anfang. Schon waren in den obſchwebenden Kriegsjahren die meiſten Familien abgekommen von ihrem vorigen Wohlſtande. Verſchuldet und werthlos wa-

ren die Güter. Mager war der Viehſtand, der Feldbau kümmerlich, baufällig die Gebäude, verdorben das Wirthſchaftsgeräthe, und dabei — immer noch keine Ausſicht auf Frieden. Zwar hatte ſich der Kriegsſchauplatz in den Jahren 1636 und 37 aus dem bedrängten Voigtlande entfernt und mehr hingezogen nach Sachſen und Meißen; deſto gehäufter waren die Durchmarſch-, Einquartirungs- und Contributionslaſten. Allgemein war die Verarmung. Gerade am ſchlimmſten daran waren die einſt wohlhabenderen Familien. An die plünderungsſüchtigen Soldaten hing ſich einheimiſches Geſindel, und zeigte zu ihnen die Wege.

Verſetzt in die ſorgenvolle Lage eines Familenvaters, ſtand zu erwarten, ob Künzel ſeinen gelehrten Liebhabereien ferner nachhängen werde. Vorübergegangen war die Zeit jugendlicher Phantaſie, geſtillt ſein Durſt nach Wiſſenſchaften, gereift ſeine Erfahrung, fruchtlos, ſchädlich ſogar für das Haushalten ſein gelehrtes Thun und Treiben. Manche häusliche Arbeit wurde doch verſäumt, manche Stunde hingeopfert, mancher ſchöne Thaler ausgegeben. Und — welcher Gewinnſt, welche Ausſichten? Ein junger Gelehrter iſt nicht beſtimmt, ſeine Lebenszeit mit Lernen zu vertändeln. Es giebt auch eine Zeit der Reife, da man ſich mittheilen, die erworbenen Schätze der Gelehrſamkeit anwenden, und ſeines Jugendfleißes Früchte genießen will. Dahin neigt ſich aller menſchlicher Bemühungen Stamm und Wurzel, auch dann feſtſtehend, wenn Zeit und Umſtände Blätter und Blüthen davon führen und die Äſte verdorren laſſen. Ohne gemeinnützige Anwendung wird ein großes Talent wenig geachtet. Lernen macht nur darum Freude, um Andere zu lehren. Was nützt Gelehrſamkeit ohne Mittheilung?

Wozu vorübergehende Bewunderung? Wahre Hochſchätzung iſt nur denen gewiß, welche nützlich wirken. Dazu zieht ſich der denkende Gelehrte zurück in die Einſamkeit der Studirſtube; dazu wacht, ſinnt, lieſt, ſchreibt er. Die Erwerbung aller gelehrten Kenntniſſe iſt nur Vorbereitung. Solche mitzutheilen iſt des Gelehrten Beruf. Wenn er dieß, ſagt Garve, nicht erreicht; ſo iſt er unglücklich, und er kann bei vielem Wiſſen auf Achtung wenig Anſpruch machen.

Man kann mit vielem Fleiß, — wie oft trifft das nicht ein! —
Mit viel Gelehrſamkeit der Welt höchſt unnütz ſeyn. —

Sollte Künzel bisher dergleichen Betrachtungen unbeachtet gelaſſen haben; ſo war jetzt gekommen der Zeitpunkt ernſterer Beſonnenheit. Nur allzuviel waren ſeiner Neider, ſeiner Mißgünſtigen, ſeiner Spötter und Hohnlachenden. Hätte aber Alles geſchwiegen: ſo dürfte ſeine Eliſabeth mit ihren Angehörigen kaum, weder ſo blödſinnig, noch ſo gleich= und gutmüthig geweſen ſeyn, ohne das Nachtheilige ſeiner Büchersucht unberührt zu laſſen und Fleiß anzuwenden, ihn von ſeinen gelehrten Grillen abzubringen.

Weder Familienverhältniſſe, noch andere Rückſichten beugten oder ſchwächten den gelehrten Sinn. Von den Muſen, von Büchern, von gelehrten Gönnern, ſich zu trennen, war zu viel gefordert. Ihm war das Studiren geworden zur andern Natur, die ſich nimmer austreiben läßt. So ſang er ſelbſt in Einem ſeiner Lieder: „Der Kräh' iſt's angeboren: ſie läßt ihr Hüpfen nicht! —"

10.

Seine Bibliothek wird geplündert.

Wer als Gelehrter ſich bilden, in Sprachen und Wiſſenſchaften etwas leiſten, und ſeinen Namen würdig führen will, der bedarf dazu der erforderlichen Werkzeuge. Was aber für dem Landmann Pflug, Spaden und wirthſchaſtliche Geräthe ſind, das ſind für den Gelehrten Bücher und Schriften, die er leſen, ſtudiren und zum Gebrauche anwenden muß. Doch kömmt es dabei weniger auf die Menge an, als auf die Güte; auch nicht, wie viel und in welcher Zeitkürze man geleſen hat, ſondern wie gut und nützlich. —

Von dieſer Anſicht war Künzel belebt ſogleich bei dem erſten Beginnen ſeines gelehrten Strebens. Er war der eifrigſte Bücherſammler. Selbſt der Zufall, der hierbei viel thut, war ihm hold, und ſpielte ihm faſt immer die auserleſenſten Bücher in die Hand. Auch ihn, wäre er, wie Thuan, Parlamentspräſident zu Paris geweſen, hätten die 20,000 Thlr. nicht gereut, welche jener Gelehrte verwendete nur auf Büchereinband. Indeß auch Künzel ſammelte eine anſehnliche Bibliothek auf, nicht zum gelehrten Gepränge, ſondern zum wirklichen Gebrauche. Sie war zuſammengeſetzt nicht aus

Schriftchen und Brochüren, leicht zu durchblättern, ſondern aus Kernbüchern, zum Theil aus koſtbaren, ſeltenen Werken. Darauf verwendete er nicht einzelne Groſchen; auch Thaler, wo ein guter Kauf zu thun war, gereuten ihn nicht. Die Bücher, welche ihm zur Einſicht oder zum Gebrauche mitgetheilt wurden, benutzte er getreu, ohne heimlich Blätter herauszuſchneiden, und von dem ſchändlichen Flazmeſſer (Cultellus Flacianus) je einen Gebrauch zu machen. Dafür legte er ſich Collektaneen an, und ſeine Excerptenſammlungen faſſen ſo viel in ſich, als eine kleine Bibliothek. Mit Buchhändlern, Buchbindern, Studenten, Schulmeiſtern ꝛc. unterhielt er fortwährend nicht weniger einen freundſchaftlichen Verkehr, als mit Inhabern anſehnlicher Bibliotheken, und nicht ſelten ſah er ſich erfreut mit dem Geſchenke eines werthvollen Buches. Bald lernten ihn auch die Jena'ſchen Buchhändler, welche damals den Höfer Laurentii Jahrmarkt alljährlich beſuchten, als einen eifrigen Liebhaber orientaliſcher Schriften kennen, und brachten ihm jedes Jahr etwas Neues mit. Ihm war der Weg nach Leipzig, um ſich ein benöthigtes Buch zu holen, nicht zu weit. Man erzählt eine Anekdote. In einem Buchladen zu Leipzig begehrt Künzel ein koſtbares Werk für die orientaliſche Literatur. Der Buchhändler ſah ihn an mit weiten Augen und ſagte: „Das Buch iſt nur für große Gelehrte!" — Verſchlägt nichts, erwiederte Künzel; ich bezahl's, wie ein Gelehrter. „Dieſer Bauer, meinte der Buchhändler, hat Haare auf den Zähnen!" Jedoch verſchmähte er auch nicht gelehrte Kleinigkeiten; ſogar Collegienhefte der Studenten, und Jahrgänge geſchriebener Predigten ꝛc. finden ſich unter ſeinen Papieren. Fortgeſetzt ſeinen Sammlerfleiß gegen vier und zwanzig Jahre, fand er ſich im

Beſitze einer Bibliothek, die ſich gegen 600 auserleſener und größtentheils orientaliſcher Bücher erſtreckte. Jedes Buch, hatte ſeinen Werth; denn werthloſe Bücher wurden damals weder gedruckt, noch gekauft. Den Einband roh erkaufter Schriften beſorgte er mit eigener Hand, zwar kunſtlos, aber dauerhaft. Von ihm gebunden ſahe Schreiber dieſes J. Stöffler's und J. Pflaumen Tabul. correct. in Ephemerid. gedruckt zu Ulm 1499 durch J. Neger, — ein ſtarker Quartant, verſehen mit Holzdeckeln, die mit ſtarkem Rindsleder überzogen und tüchtig beſchlagen ſind mit Schuhnägeln, — ein Werk, damals ſo geſchätzt, daß ein Exemplar für zwölf Dukaten verkauft wurde. Ergriffen war er von der Bücherſucht (Bibliomanie) im edleren Sinne des Worts. Er reihte Bücher an Bücher, nicht um den koſtbaren Band und den goldenen Schnitt im gläſernen Schranke zur Schau auszuſtellen, ſondern zu ſeinem wiſſenſchaftlichen Gebrauche. Seine Bibliothek war ſo ausgeſtattet, daß kein deutſcher Gelehrter derſelben ſich hätte ſchämen dürfen. Der Bücherſaal, wo ſie aufgeſtellt war, war die Scheune. Hier war ſeine Freude, ſein Reichthum, ſeine Welt.

Geflügelt eilte das unvergeßliche Jammerjahr herbei, welches der Herrlichkeit des Künzel'ſchen Muſeum ein Ende machte. Es ward ein Raub plündernder Juden und Zigeuner, jener orientaliſchen Rabenart. Er ſelbſt berichtet: „Wie nun das verderbliche Kriegsweſen, Gott erbarm's! ſo ſehr überhand genommen, und das von vielen Jahren her, da ich mächtig bin gehindert worden in meinem Fleiß, von einem Ort zum andern ziehen müſſen und um das Meinige kommen; ſo iſt nach dieſen allen von dem Saalfeld'ſchen Lager ein Regiment Croaten,

das Logiſche genannt, in dieſen Ort logirt, darunter die Marketender, eitel Juden und Zigeuner, jene mir alle meine hebräiſchen Bibeln und Bücher, wie auch meine beſten orientaliſchen Bücher und Schriften, deren über 600 Stück geweſen, mit weggenommen." Nie vergaß er dieſes Unglücksjahres und des Lagers bei Saalfeld.

Allerdings war die erlittene Beraubung ein beugendes, auch einflußreiches, Geſchicke. Dahin war nun das Letzte und Beſte ſeiner Habſeligkeiten, dahin die Frucht ſeines vieljährigen Fleißes, dahin ſo manches Opfer aus ſeinem Vermögen, ſo manches Denkmal der Zuneigung, ſo manches unerſetzliche Kleinod der Literatur! Überdieß — der Hohn des Pöbels, die Schadenfreude ſeiner Mißgünſtigen, das Triumphlied ſeiner Feinde! —

Er ſelbſt zeigt das Jahr nicht an, in welchem dieſer Unfall ſich ereignete. In ſeinem gedruckten Kalender aber für das Jahr 1664 wird unter den vornehmſten Geſchichten der Welt mit bemerkt: „Vier und zwanzig Jahre ſind verfloſſen ſeit jämmerlicher Verwüſtung Voigtlands und Thüringens wegen des Feldlagers bei Saalfeld." Dieſe Nachricht weiſet zurück auf das Jahr 1640. Der Kriegsſtand um jene Zeit war dieſer:

Die Schweden waren im Jahre 1639 faſt gänzlich zurückgedrängt vom deutſchen Boden; nur zu Erfurt war noch eine ſchwediſche Beſatzung eingeſchloſſen. Dieſer Umſtand gab dem Kriegslauf eine andere Wendung. Um Erfurt zu entſetzen, bricht der General Banner durch Sachſen nach Voigtland hervor. Der Obriſt Salis ſchlägt bei Plauen 6000 Mann zurück, und unterwirft ſich Sachſen, das Bayreuth'ſche, Bamberg'ſche und Reußenthum. Banner wendet ſich zwar nach Böhmen; allein er kehrt im März

1640, um dem Feind nicht aus den Augen zu verlieren, ſchnell zurück nach Zwickau. Seine Vortruppen ſchwärmen plündernd und brandſchatzend umher zu zehn, zu hunderten, zu tauſenden. Die Noth ſtieg höher, als jemals. Zum größten Unglück treffen zu Anfang Mai's beide Hauptarmeen zuſammen bei Saalfeld. Sie ſchlagen Lager, liegen einander mehrere Wochen unthätig gegen über, ſpielen ſtark mit Stücken auf einander, und richten weiter nichts aus, als daß das Land weit umher gänzlich ausgeſaugt und zu Grunde gerichtet wurde. Saalburg's Bürger, nachdem die Schweden ſchon im Juli vorigen Jahres das Städtchen von grundaus niedergebrannt hatten, feierten diesmal das Himmelfahrtsfeſt auf dem Theurig und Herzberg unter freiem Himmel. Schon vorher am 18. April war das Schloß Reitzenſtein von den Kaiſerlichen geplündert und angezündet worden. Die Menſchen verkrochen ſich in die abgelegenſten Winkel. Ein rauſchendes Blatt erſchreckte ſie. Alles Erbarmen hatte ein Ende. Des Nachts warf man zur Gerſtenſaat die Körner in die Furchen, welche vier Wochen bloß gelegen, bis ſie fingerlang ausgewachſen, konnten untergeackert werden.

Die Kriegsnoth war fortdauernd das ganze Jahr. Gegen Weihnachten bricht die ganze Schwedenmacht abermals hervor aus Thüringen. Am zweiten Chriſttage lag Banner zu Gefell in eigener Perſon; am dritten bewegte er ſich nach Hof. In allen Dörfern und Winkeln wimmelte es von Reutern und Fußvolk, bis derſelbe endlich aufbricht, und über Gefrees und Bayreuth in die Pfalz marſchirt. Während dieſer Drangſalszeit nun war es, daß in die Gegend von Gefell ein Croatenregiment zu liegen kam, genannt das logiſche. Die ſchlimmſten Gäſte darunter, Juden, Marketender und Zigeuner, wur-

den verlegt nach Rodenacker. Nichts blieb ihren Rabenaugen unbemerkt; auch Künzel's Bibliothek, entweder ausſpionirt oder verrathen, ward ein Raub der Plünderung *).

Im Kampfe mit dem Unglück erſtarkt des Weiſen Muth. Erſt in der Schule des Mißgeſchickes lernt er ſeine Kräfte kennen. Jetzt war Künzel arm, ganz arm. Eben dieſes Armſeyn führte ihn näher hin zu dem Ziele ſeines Strebens. Wann und wie aber wird ihm unter die Arme gegriffen? Dieß läßt ſich im voraus nicht beſtimmen. Den Ausſchlag geben zur Hülfe eilende Umſtände. Ergreiſe und benütze die ſich darbietenden Gelegenheiten. Der Kranke, obgleich ſeufzend, muß doch dem Arzte ſich willig hingeben, und die reichſten Metallgänge kreuzen in der Tiefe.

*) Die hier mitgetheilten Kriegsnachrichten ſind größtentheils entnommen aus den Anmerkungen eines gleichzeitig lebenden Geiſtlichen, Conr. Laur, damals Pfarrer zu Berg, des berühmten Profeſſors und gekrönten Dichters M. Fr. Taubmann zu Wittenberg Schweſterſohn, gebürtig von Limmersdorf im Thurnauiſchen. In dieſen Kriegsſtürmen aller ſeiner Habe und Güter beraubt, ſtarb er am 18. Mai 1644 nach erſt zurückgelegtem 44. Lebensjahre. Sein Sohn, M. J. Chriſtoph Laur, ein eleganter Gelehrter, der als Superintendent zu Kulmbach ſtarb, verdankt die Erhaltung ſeines Lebens einem entſchloſſenen Kindermädchen, welches bei einem Einfalle plündernder Soldaten, da er ſanft in der Wiege ſchlummerte, ihn auf den Rücken nahm, und ſo dem Walde zueilend, durch einen ungefähren Fall dem Schuß eines nachſetzenden Soldaten glücklich entging.

Spätere

Lebens-Hälfte.

Vom Jahre 1640 bis 1671.

Stets vor, und nicht langſåumend ſtille ſtehen,
Nicht hinter ſich mit Stolze ſehen,
Nicht auf dem Weg ſich im Kreiſe drehen,
Darauf kömmt's an, ihr Söhne meines Vaterlands!
Steil iſt ſie hie und da die Bahn
Den Felſenberg hinan; —
Allein wer ſteigen konnt', und ſtieg, der fand's.

Derſelbe.

11.

Schmidt's Gelehrtenreiſe nach Nürnberg.

Auch der Geſetzteſte wird kleinmüthig, wenn der letzte Stab, worauf er ſich ſtützt, ihm entriſſen wird. Nach dem Verluſte ſeiner Bibliothek war es dem Gelehrten auf Rodenacker nicht ſo leicht, wie jenem ſchiffbrüchigen Weltweiſen, ermuthigt zu ſagen: „Ich habe nichts verloren, glücklich gerettet iſt meine Habe.“ Jedoch gänzlich ließ auch er den Muth nicht ſinken. Sein religiöſer Sinn ſagte ihm, wie unrecht es wäre, dem Kleinmuthe nach zu hängen auf dieſem Erdplaneten, über welchem Sterne kreiſen und Sonnenſtäubchen ſich bewegen nach ſchöpferiſchen Geſetzen. Ein arabiſches Sprüchwort i) gab ihm die Weisheitslehre: Geſchieht nicht, was du willſt; ſo wolle du, was geſchieht. Hält dich Jemand für unglücklich; ſo achte weniger auf das, was du höreſt, als was du empfindeſt. Faſſe Hoffnung! Noch war dem Unglücklichen geblieben eine ſchöne Anzahl theilnehmender Gönner. Aus ihnen ſchließt man auf den Werth eines Gelehrten. Wer ſelbſt nicht thätig helfen konnte, der ſuchte wenigſtens zu tröſten. Gerne neigt auch der Bekümmerte, iſt nur das erſte Schmerzgefühl beſänftigt, ſein Ohr hin nach der

i) Deſſen Collectio proverbior. Arabic. Ms.

ſüſſen Stimme berathender Freunde. In den Jahren dieſes Schickſalskampfes legte ſich Schmidt ein Stammbuch an, welches noch vorhanden iſt. Darin werden mehrere Deviſen geleſen, welche tröſtende Worte ausſprechen. „Zacharia, fürchte dich nicht; denn dein Gebet wird erhört!" So rief ihm zu der Archidiakon Appenfelder zu Gera. „Das Unſichtbare bleibt doch das Beſte!" M. Joach. Wolf zu Lobenſtein. „Unter Jehovens Schutze erbebe die Erde, der Satan wüthe, der Donner brülle!" M. J. Kolb daſelbſt. „Wir werden gedrückt, aber nicht unterdrückt!" M. G. Küfner zu Hof. „Weisheit iſt höher zu wägen, als Perlen!" M. S. Koch daſelbſt. u. ſ. w. Unter allen aber nahm ſich des Bekümmerten am thätigſten an der Superintendent, M. H. Theubelius zu Hof, ein Menſchenfreund, der ſelbſt des dreißigjährigen Krieges Unfälle im gehäufteſten Maaße ſchon erfahren hatte. Er iſt derſelbe, welcher vorher als Diakon zu Bayreuth bei dem Überfalle der Stadt im Jahre 1632 von dem Marcheſe de Grana, als Geiſel fort- und umhergeſchleppt, ſelbſt die Bataille bei Lützen unter dem größten Kugelregen aushalten mußte, und nachher, nach ſeiner Loskaufung, zur Superintendur in Hof befördert, auch hier fortwährende Plünderungen auszuſtehen und ſein Leben jeden Tag in verborgenen Winkeln zu retten hatte. Dieſer nahm ſich des Bekümmerten hülfreich an. Er unterzog ſich dem ſchönen Geſchäfte, denſelben ſeinen gelehrten Freunden in der Ferne zu empfehlen, und bahnte ihm den Weg zu einigem Erſatze ſeines Verluſtes. Auch M. Zopf k) gedenkt dieſer Vorfälle, und berichtet: „Ao. 1642 kommt Schmidt gen Hof zum Herrn

k) Ger. Chron.

M. Trabelius, commendiret ihn nacher Naumburg an Saubertum und Dilnerum, mit welchen er ſich wohl beſprachet, und mit einem ganzen Schubkarren voller Bücher in linguis orientalibus von ihnen verehret worden," u. ſ. w. Dieſe Nachricht iſt nicht ſo wohl unwahr, als unfehlbar entſtellt durch auffallende, gehäuftere Druckfehler. Nie hat Künzel die Stadt Naumburg geſehen, am allerwenigſten in dem Jahre 1642. Einer Reiſe dorthin gedenken weder er ſelbſt, noch ſein Lebenslauf, noch andere, gleichzeitige Nachrichten. Eben ſo entſtellt ſind die Namen der achtungswürdigen Gelehrten, die von jetzt an entſcheidend auf Künzel's Schickſal einwirken. Wer ſein leitender Rathgeber war, hieß nicht Trabelius, ſondern M. Theubelius, damals Superintendent zu Hof, ein geachteter Gelehrter, gebürtig von Harsdorf bei Kulmbach, auch einige Jahre unterrichtet in der Schule zu Goldkronach. Dieſer iſt des bekümmerten Künzel's Stütze. Seine viel vermögende Fürſprache bahnt ihm den Weg, nicht nach Naumburg, ſondern nach Nürnberg. Dort ſtanden für einen verarmten Büchergelehrten, wie Künzel war, Hülfsquellen bereit. Von dorther glänzten zwei Namen, als frohe Hoffnungsſterne. Sie heiſſen nicht Dilnerus, ſondern Dillherrus und M. Saubertus, beide damals hoch geſtellt und einflußreich in der Gelehrtenwelt, als Bibliothekare der überreichen Stadt-Bibliothek. M. Saubert, Prediger bei St. Sebald, ein gründlicher Theologe, geübter Sprachkenner, geſchätzter Phiologe und Dichter, unterhielt einen ausgebreiteten Briefwechſel nicht nur mit Gelehrten, ſondern auch mit hohen Perſonen, beſonders mit Herzog Ernſt von Weimar. Eben ſo M. Dillherr. Dieſer wurde für Einen der größ-

ten Sprachkenner gehalten, vorzüglich der orientaliſchen. Schon in ſeinen Studienjahren hatte er zu Altdorf, unter dem großen Erineſius diſputirt in acht Sprachen. Nachdem er einige Zeit, als Profeſſor zu Jena, verlebt hatte, wurde er wegen ſeiner ausgezeichneten Talente und Gelehrſamkeit nach Nürnberg berufen, und ihm nebſt einer Predigerſtelle auch die Bücher-Cenſur und das Bibliothekariat übertragen bei der Stadt-Bibliothek, die nach der kaiſerlichen zu Wien, der königlichen in Paris, der herzoglichen zu Wolfenbüttel, den vierten Rang behauptete, und überdieß einen Reichthum der auserleſenſten, mathematiſchen Inſtrumente aufbewahrte. Dazu war Dillherr ganz geſchaffen. Jedem, der die Bibliothek beſuchte, flößte er durch ſeine gelehrten und angenehmen Discurſe, Hochachtung und Bewunderung ein, und wurde von ihnen nicht nur mit Lobſprüchen, ſondern von den Hohen auch mit Gnadenbezeugungen, überhäuft. Seine Privat-Bibliothek gehörte ſchon zu den namhafteren. Als er zu Nürnberg einzog, brachte er mit ſich vierzehn, mit Büchern ſchwerbeladene, Wägen: 584 Folianten, 1496 Quartanten, 2730 Octav- und 930 Duodez-Bände nebſt einer Menge von noch ungebundenen Schriften und Manuſcripten 1).

Dies nun waren die Gelehrten, vor denen Künzel, als Empfohlner, erſcheinen, von denen er Unterſtützung und die Entſcheidung ſeines Schickſals erwarten ſollte. Er ſelbſt gedenkt dieſer entſcheidungsvollen Gelehrtenweiſe nur in wenigen Worten mit edler Beſcheidenheit: „Als bin ich, ſagt er, auf Einrathen nach Nürnberg kommen, und von etlichen gut-

1) A. Würfel's Lebensbeſchr. aller Geiſtlichen der Reichsſt. Nürnberg. S. 17. S. 21. ff. u. S. 67. f.

herzigen Herren iſt mir etwas von guten Büchern verehrt worden.“ Dies geſchah im Jahre 1642. Bis dahin mußte die beabſichtigte Reiſe verſchoben bleiben. Beides, Krieg und Peſt, hielten die Wege verſchloſſen. Im Jahre 1641 im März war die Unſicherheit ſo groß, daß Niemand auf der Straße ſich durfte ſehen laſſen, während die vereinigte kaiſerlich-bayeriſche Armee den nach Leipzig marſchirenden Franzoſen nachſetzte, und zu Hof etliches Volk ſechs Wochen liegen blieb. Niemand auf dem Lande konnte einheimiſch ſeyn. Alles wurde aufgeſucht und rein ausgemuſtert. Zu Anfang Novembers, als General Hatzfeld vor Erfurt rückt, ſtreiften deſſen Reuter weit herauf, und trieben das Vieh hinweg. Erſt im folgenden Jahre, als das Kriegsgetümmel ſich hinzog gegen Wolfenbüttel, genoſſen Voigtland und Franken einige Ruhe. Jedermann eilte, die ungewiſſe Stille zu benützen; es war ein holdes, gnädiges Jahr. Verwandte und Lieben, Jahre lang geſchieden, machten ſich unverweilt auf den Weg, um des Wiederſehens Freude zu genießen.

Ungeſäumt ergriff auch Künzel den Wanderſtab, reputirlich gekleidet als voigtländiſcher Bauer mit einfach gefärbtem, leicht beweglichem Kittel, darunter ein wollenes Hemd und Wammes, lederne Hoſen, dreieckig aufgeſtülpten Filzhut, im Geſichte ein Spitzbärtchen, wie es die Gelehrten trugen, dann rothe Strümpfe mit rindsledernen Bundſchuhen, und in der Hand einen Stecken, wie ſolchen die Bauern auf den Märkten gewöhnlich führen. Innerlich aber unterzog er ſich der Reiſe nach Nürnberg nicht ohne jenes Gefühl geheimer Beſorgniſſe, welches jeden Geſchäftsmann zu begleiten pflegt, am meiſten den Gelehrten bei dem Wagſpiele ſeiner ſtets zweifelhaften Unternehmungen.

Sein Gang war gekrönt mit dem glücklichſten Erfolge. Künzel ward aufgenommen mit all der Leutſeligkeit, die echten Gelehrten eigen zu ſeyn pflegt. Man unterließ nicht, den Faden der Unterredung ſo anzuknüpfen, um dem ſeltenen Gelehrten, von dem des Rühmens ſo viel war, genauer auf den Zahn zu fühlen. „Sie beſprachen ſich, wie M. Zopf es nennt, wohl mit ihm." Er ſeiner Seits war auch kein Fremdling in der Kunſt, eine gelehrte Unterredung geſchickt auf zu faſſen, überlegt fort zu führen, und auch zu rechter Zeit mit Anſtand zu endigen. Er leiſtete ein weit Höheres, als man erwartet hatte. Anſtatt eines feuchten Halbwiſſens entwickelte er die vollendetſte Reife eines grundmäßig gebildeten Gelehrten. Vor Männern, die ſelbſt als ausgezeichnete Orientaliſten glänzten, erregte ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft mit den morgenländiſchen Sprachen die gerechteſte Verwunderung, und man begriff nicht, wie es geſchehen konnte, daß ein einfacher Bauerſohn, der nie eine Stoa geſehen, nie ein Lyceum betreten, ſondern einzig unter dem Drucke des Bauernlebens, und wie M. Koch zu Hof es nennt m), sub stella et ralla aufgewachſen, zu ſolch einer Gelehrtenreife gelangen konnte. Nicht ohne Rührung betrachteten ſie den großen Selbſtzögling, und Minervens Macht an dieſem ihrer Lieblinge. Sein ſchlechter Anzug, ſein demüthiges, anſpruchloſes Betragen, ſein wenig verſprechendes Äußere, ſtanden im auffallendſten Contraſte mit dem lichtvollen Verſtande, mit der hohen Bildung, mit der glänzenden Gelehrſamkeit, die man an ihm wahrnahm. Deſto tiefer war der Eindruck von dem Hinblicke auf ſeine Perſon. Nicht ohne Rührung dachte

m) Künzel's Stammbuch.

man daran, welch ein ſeltener Geiſt in ſo einer unanſehnlichen Körperhülle wohne und wirke. Einer der theilnehmenden Augenzeugen berichtet: „Tam vile hospitium animae elegantis mirati sumus.“ Eingeführt in die überreichen Bücherkammern der Stadt-Bibliothek gerieth er in ein freudiges Erſtaunen; nun ſchwamm er in ſeinem Elemente. Wie ein geſchaffener Bibliothekar verſtand er aufzuziehen die goldenen Vorhänge, und genau zu unterſcheiden die Blumen von den Töpfen. Vermöge ſeiner außerordentlichen Beleſenheit ſtellte er ſich an die Seite jener Gelehrten, weil er ſich angeeignet hatte die Vortheile, welche das Leſen gelehrter Schriften gewährt. Genau kannte er die Hauptquellen der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe ſeiner Zeit, und von dem, was er las, verſenkte er dasjenige, was er täglich las, unvergeßlich hinab in die Tiefen ſeines unermäßlichen Gedächtniſſes. Wo aber etwas, was er nicht feſt halten zu können glaubte, vorkam, das trug er ein in ſeine Excerpten. Wurde ihm bisweilen eine Schrift mitgetheilt, die nicht leicht zu haben war, ſo ſchrieb er das Ganze ab mit eiſernem Fleiße. Für ihn war kein Buch, wie groß und dickbeleibt es ſeyn mochte, abſchreckend. So vorbereitet ſtand er da in den Bücherſälen. Als er ſeine freudige Verwunderung zu erkennen gab über die aufgehäuften Bücherſchätze; ſo waren die Anweſenden zweifelhaft, wer von ihnen mehr ſich zu verwundern Urſache habe, ob Er über den Bibliothekenreichthum, oder ſie über die Schätze ſeines gelehrten Wiſſens. — Zum Andenken an ſeinen Gelehrtenbeſuch entwarf er, wie M. Zopf berichtet, auf M. Saubert's Begehren ein Manuſcript von ſeiner künſtlichen Feder in allerlei Sprachen, um es zu ſeinem Andenken verwahrlich niederzulegen. So ward ihm lauter, un-

getheilter Beifall. Die größte Achtung folgte ihm nach Rodenacker. Die geringſte Ehrenſtelle, deren man ihn für fähig und würdig erklärte, war die eines Profeſſors an einer Studienanſtalt. So wurde ſeine Anweſenheit zu Nürnberg der gelehrten Welt im Jahre 1643 bekannt gemacht n). Beſchenkt mit einem Schubkarren voll orientaliſcher Bücher, kehrt er mit der angenehmen Laſt getröſtet und erfreut zurück zu den harrenden Seinigen.

Indeß zog ſich ein neues Kriegsgewitter zuſammen, und ſetzte im Voigtlande wieder Alles in Bewegung. Schon am 24. April 1643 brach der ſchwediſch General Königsmark aus Meißen gegen Plauen hervor mit 17 Regimentern. „Von da ging er nach Böhmen, und, nachdem er daſelſt geplündert hatte, ging er wieder heraus über Weißenſtadt und Culmbach nach Franken mit großem Rauben. Die Bagage ging am 1. Mai über Hof nach Kupferberg. Hierauf hielt Graf Kinsky die Stadt Hof etliche Wochen beſetzt. Nach ihm übernahm das Commando ſein Major, Hans Georg Hörel, ein Pfarrersſohn von Zoppeten, mit 40 bis 50 Dragonern, dem der Hauptmann, Otto v. Bodenhauſen weichen mußte. Dagegen legte ſich Hörel hinein, und befeſtigte es alſo, daß um Jacobi die Obriſten Capaun und andere, die mit 4 bis 5000 Mann in die Stadt einfielen, ihm auf dem Schloſſe nichts anhaben konnten. Endlich iſt er, damit die Stadt verſchont würde, auf Bitten des Fürſten, gutwillig ab- und gegen Saalfeld gezogen o).“

n) Vill. et Saubert. Histor. Biblioth. Norimb.
o) Laur.

12.

Ihm wird die Ehrenbenennung: „der gelehrte Bauer,“ beigelegt.

Seine Nürnberger Gelehrtenreiſe hatte die erwünſchteſten Folgen. Jetzt wurde Schmidt in die Gelehrtenwelt, als ein würdiges Mitglied, ehrenvollſt eingeführt. Die ſchwankende Meinung von ihm erhielt eine beſtimmte Richtung und Feſtigkeit. Ihm wurde unter Deutſchlands Gelehrten ein geltender Name zugeſtanden, und ſeine Perſon bezeichnet mit der Ehrenbenennung: der gelehrte Bauer. So machten die Nürnberger Gelehrten ſeine Anweſenheit bei ihnen bekannt: „Intervenit ex Nariscorum agris Rusticus ille etc. Von jetzt an machte er ſelbſt öffentlich davon Gebrauch; er nannte ſich den gelährten Bauer, und führte dieſen Namen lebenslang, ohne Jemandes Widerſpruch oder Beſorgniß, daß dadurch der wahren Bedeutung des Ausdruckes etwas entzogen werde. Nach ſeinem Tode aber iſt die eminente Bedeutung verkannt, entſtellt, auch angefeindet worden. Man fing an, die Benennung: ein gelehrter Bauer, mit der beſtimmteren: Der (ille) gelehrte Bauer, für einerlei zu nehmen und

ſprach von ihm nur als von einem gelehrten Bauer, wie etwa der Franzos Baillet von gelehrten Kindern, Götze von gelehrten Schuſtern u. d. geſchrieben haben. Solch eine ungeeignete Willkührlichkeit erlaubte ſich das Jöcher'ſche Gelehrten-Lexicon, worin Schmidt aufgeführt wird mit den runden Worten: „ein gelehrter Bauer von Rodenacker.“ In einer gleichen Anſicht befangen, war der anonyme Verfaſſer eines Aufſatzes im erläuterten Voigtlande p), überſchrieben: „Von einem gelehrten Bauer, Nic. Schmidt, ſonſt Künzel genannt.“ — So iſt es das Schickſal erbleichter Alterthumsgegenſtände. Sie werden ſelten für das, was ſie in ihrem unverſehrten Zuſtande waren, erkannt, öfters auch für etwas anders gehalten. Wie bedeutend der Unterſchied ſey zwiſchen dem beſtimmten und unbeſtimmten Artikel: der und ein, lehrt die deutſche Sprachlehre jeden Anfänger. Die lateiniſche Sprache kennt ſolchen nicht, und eben deshalb ſetzt die Nürnberger Nachricht bedeutungsvoll hinzu: „ille Rusticus,“ — ſo, daß das Wörtlein: der (ille), betont und, nach Art des hebräiſchen Bath-Kol, vorzugsweiſe bezeichnend iſt. Dadurch wird die Individualität des Bauers auf Rodenacker beſtimmt hervorgehoben und ausgeſchieden aus der Gemeinheit gewöhnlicher Bauerngelehrten, wie ſolche aller Orten nach Dutzenden zu haben ſind. Schmidt-Künzel war ein ganz anderer Mann; er iſt der Einzige in ſeiner Art, dergleichen es keinen vor ihm gegeben hat, noch nach ihm ſo leicht einen geben wird. So findet ſich hier ein Beiſpiel, wie viel bei Erforſchung des hiſtoriſch Wahren bisweilen an dem rechten Verſtändniſſe Eines Wörtleins, und an deſſen gehöriger Betonung, ge-

---

p) St. 1. S. 49.

legen ſey. Hier haben es die ſpäteren Geſchichtsforſcher verſehen. An dieſer Klippe ſtrandete der hohe Ruf des ſeltenen Mannes, einſt gekannt und bewundert unter dem Namen: „Der gelehrte Bauer zu Rodenacker im Voigtlande.“

Bei dieſem Bauer ſtanden Körper- und Geiſteskräfte im vollkommenſten Gleichgewichte. In ſeiner Perſon ſpiegelt ſich ein ſeltenes Gemiſche von Talenten und Neigungen. Er war, wie leibhaftig ein Bauer, ſo geiſtig ein Gelehrter: beides im wahren und eigentlichen Sinne. Sein unmittelbarer Beruf war der eines Landbauers, der ſich dem Betriebe der Feldwirthſchaft ausſchließlich widmet.

Dazu beſtimmte ihn ſeine Geburt. Dieſe Perſon wollte er vorſtellen, durchaus keine andere. Eben dieſe Standesbeharrlichkeit iſt in Schmidt's Charakter ein eigenthümlicher Zug. Er hätte ſeinen ländlichen Beruf aufgeben, und zu dem gemächlicheren und damals vielleicht weniger drückenden, Gelehrtenſtande übergehen können. Dazu bot ſich ihm mehr, als Eine reizende Einladung, dar. Er ſchlug ſie aus, die glänzenden Feſſeln. Er vermochte nicht, ſich zu trennen von der guten Mutter Natur, und ihres holden Umganges zu entbehren. Er verſchmähte den Flitterglanz des Vornehmſeyns. Und doch — blühten ihm des Landlebens Annehmlichkeiten nur ſparſam und unter ſcharfen Dornen. Nicht ſo, wie die Dichter es ſchildern, oder wie ſolches Philoſophen, Feldherren und Könige bisweilen verſuchten, wurde es ihm zu Theil. Freilich, wenn Lälius und Scipio, um den Unruhen des Stadtlebens zu entfliehen, in die Stille üppiger Landgüter eilen; wenn dieſe zu ihrer Beluſtigung am Meeresufer Muſcheln und Schnecken aufleſen: ſo iſt dieſe Art des Landlebens ein ganz anderes, als das Dorf-

leben eines gemeinen, deutſchen Bauers, jedes Morgenroth geweckt zu neuem Kummer, zu neuen Beſchwerden. Hiezu die gehäufte Kriegsnoth, die vollends jede Lebensannehmlichkeit vernichtete. Stets bedroht vom Feindesüberfalle, trug der Landmann die friedliche Senſe; den fröhlichen Pflug ſchleppten abgemergelte Rinder. Auf das ungeackerte Feld ſtreute er verſtohlen den Saamen, wo ſolcher oft viele Wochen bloß und fingerlang ausgewachſen, liegen mußte, — die erbaute Frucht raubte der Feind. Überdieß war Schmidt, ſeinen Standesgenoſſen, wie jeder lichte Kopf, lebenslang ein Dorn im Auge, beſonders von der Zeit an, da er hervorgezogen wurde und Vortheile von ſeinem gelehrten Wiſſen zu erndten anfing. Von dieſer Zeit an wurde er in eben dem Maaße, als Hohe und Gelehrte ihn achteten, beneidet, verhöhnt, angefeindet. Oft mußte er, — bezeugt ſein kirchlicher Lebenslauf, — ſeine Sache dem anheim ſtellen, der recht richtet."

Des Landmanns Umgang mit der mütterlichen Natur ſollte freilich bildend ſeyn, und ihn zu ſanften Sitten gewöhnen; aber nur zu oft wird dieſe wohlthätige Wirkung vermißt im wirklichen Leben, und dagegen wahrgenommen, daß die milden Sonnenſtrahlen, welche die lebloſe Natur erleuchten und befruchten, nicht gleicherweiſe einwirken auf des Menſchen Vernunft und Gemüthe. Überdieß hing damals der Benennung: Bauer, noch ein gehäſſiger Nebenbegriff an, herſtammend aus den Zeiten des zerrüttenden, in der deutſchen Geſchichte unvergeſſenen Bauernkrieges, hervorgegangen aus der Idee einer chimäriſchen Freiheit. Selbſt D. Luther, der Alles auf das Beſte auszulegen geneigt war, konnte nicht umhin zu ſagen: „Alle fromme Bauern einer ganzen Herrſchaft könnte man wohl zuſammenbringen in

ein Dorf, das nicht allzugroß ſeyn dürfte.“ Auch Garve q), Einer der würdigſten Philoſophen, konnte die Bauern, wie ſie in der Mehrzahl ſind, in keinem erfreulichen Lichte darſtellen. „Man unterläßt, was geſchehen, — und thut dagegen, was nicht geſchehen ſollte.“ Eben jenes hämiſche, mißgünſtige Weſen verleidet das Bauernleben, daß mancher wünſcht, ſein Haus, wie die Schnecke, weiter tragen zu können.

Schmidt fühlte das Mißliche ſeiner Lage nur allzu ſehr. Hie und da ertönen in ſeinen nachgelaſſenen Papieren verſtimmte Anklänge. Er ſang:

„Ich bin nicht zahm; ſie ſind mir gram, die Pauern, wo ſie ſtehen.“

Er ging indeß ungeirrt ſeinen gewohnten Gang, und dachte, wie der R. Conſul Marcus: „Contemnunt novitatem meam, ego illorum ignaviam.“ —

Der gehäufteren Bedrängniſſe ungeachtet, blieb er ſeinem Berufe getreu, und war demſelben mit Vorliebe zugethan. Auch vergegenwärtigte er ſich den wohlgegründeten Unterſchied zwiſchen Bauer und Landmann. So bemerkt er z. B. „Georgius iſt nicht ein Bauer, ſondern ein braver Acker- oder Landmann.“ Wie die alten Römer hielt auch er es für den größten Ehrentitel: „Bonus agricola bonusque colonus.“ Um keinen Preis hätte er ſein väterliches Erbe, welches er als Knabe beweidet und als Jüngling gepflügt hatte, hingegeben. Nur ſehnte er ſich nach des edlen Friedens Wiederkehr, um die verwilderten Fluren wieder in eben den fröhlichen Zuſtand zu bringen, wie er ſie einſt in glücklicheren Zeiten geſehen hatte. Der Landbau nicht

q) In ſ. Schrift: „Über den Charakter der Bauern.“

weniger, als Studiren, war ſeine Freude. Auch ihn traf man, wie den berühmten Römer Attilius, nie anders an, als beſchäftigt mit irgend einer landwirthſchaftlichen Verrichtung; auch ihn hätte man gerufen vom Pfluge zur Übernahme einer Feldherrnſtelle, oder in die Verſammlung der Weiſen; aber er hätte eben ſo, wie Quintius, wehmüthig geſagt: „So werde ich denn dieſes Jahr mein Feld nicht beſäen können!" —

Wie er aber ſeinem ländlichen Beruf unverrückt anhing, eben ſo beharrlich war er auch denjenigen Beſchäftigungen ergeben, welche man mit den Namen der Gelehrſamkeit oder, wie man damals ſagte, der Gelahrtheit, bezeichnet. Nennt man aber ſchon denjenigen einen Gelehrten, welcher in irgend einem Theile menſchlicher Erkenntniſſe, oder in irgend einem Hauptfache des ſchulgerechten Wiſſens einen bedeutenden Fortſchritt gemacht hat: ſo gebührt Niemanden die Ehrenbenennung eines Gelehrten mit größerem Rechte, als dem Selbſtgelehrten auf Rodenacker. Die größten Gelehrten bewunderten ſeine ungemein große Stärke in den Sprachen, und ſein Zeitalter erkannte ihn, als den unübertroffenſten Polyglottiſten. Was aber ſeinen Werth noch mehr erhöht, und ſeine Perſon liebenswürdiger macht, iſt, daß er ſich frei erhielt von zweien Fehlern, die den Gelehrten gewöhnlich eigen ſind: Neid und Titelſucht r).

Von dieſer Zeit an wurde Künzel's Name in ganz Deutſchland bekannt unter der Ehrenbenen-

---

r) G. G. Richter diss. de invid. Erudit. Lips. 1703.
Ch. H. Herze diss. de tituloman. Erudit. Ibid. 1723.

nung: Der gelehrte Bauer. Als derſelbe hernach als Schriftſteller und Lieblings = Kalenderſchreiber auftrat, wurde ihm dieſer Name beigelegt auch in dem, für ſeinen Kalender ertheilten, kaiſerlichen Privilegium. Er ſelbſt bezeichnete ſeine Kalenderſchriften: „herausgegeben von Nic. Schmidt, ſonſt Künzel genannt, oder der gelährte Bauer.“ Welcher andere Bauerngelehrte hätte ſo von ſich ſprechen dürfen ohne der öffentlichen Verſpottung ſich Preis zu geben? Jedoch machte er von dieſer Auszeichnung einen beſcheidenen Gebrauch, indem er ſtets die anſpruchsloſe Beſtimmung hinzugefügt: „Gottes, des edlen Geſtirns und anderer guten Künſte ein Liebhaber;“ oder auch nur: „der aſtronomiſchen Wiſſenſchaften Ergebener.“ Das öffentliche Urtheil gab der Benennung die angemeſſene Bedeutung und Würde.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, da er ſeine gelehrte Zeitgenoſſin, Fräulein Schurmann, eingeholt hatte, und er aus dem Bauerſtande dieſelbe Gelehrtenrolle ſpielte, als jene unter den Frauenzimmern. Weit entfernt aber war derſelbe von dem Tſchineſiſchen Gelehrtenwahn, als ob er allein zwei Augen hätte, andere Leute aber nur Eins, oder auch gar keines.

13.

Er legt zu Dresden und Gera Proben ſeiner Sprachkunde ab.

Seit der Nürnberger Reiſe wurde Künzel's Name weit umher getragen. Was man am meiſten an ihm bewunderte, war ſeine übergroße Sprachkunde, vorzüglich der orientaliſchen. Noch beſitzen wir keine vollſtändige Überſicht der geſammten Sprachen, geſprochen auf unſerm Erdplaneten. Im Allgemeinen aber theilt man ſie gewöhnlich ab in orientaliſche und occidentaliſche. Jene werden vornehmlich in Aſien geredet, dieſe außerhalb. Rückſichtlich der morgenländiſchen Sprachen nun wurde der gelehrte Bauer für den unübertroffenſten Kenner gehalten. Dies aber will viel ſagen; denn nie zu einer andern Zeit wurde das Sprachenlernen eifriger betrieben, als damals, vorzüglich der orientaliſchen, um jene Zeit aufblühend im Reize der Neuheit. Selbſt Frauenzimmer gaben ſich damit ab. In der niedrigſten Trivialſchule wurde, außer Griechiſch und Lateiniſch, wenigſtens auch Hebräiſch gelehrt. In geſellſchaftlichen Cirkeln vergnügte man ſich, wie heut zu Tage mit dem geiſtloſem Charadenweſen, mit Sprachſpielen, und wetteiferte im Aufgeben und Schönſchreiben ſeltener Sprachalphabete.

Faſt jedes Volk hat irgend eine Sprache, worauf es einen vorzüglichen Werth ſetzt. Die Juden geben der hebräiſchen den Vorzug, weil ſie dieſelbe für die Urſprache halten, von Gott ſelbſt gelehrt. Die Griechen ſchätzten am höchſten den attiſchen Dialekt, weil Jupiter ſich deſſelben bediene, und die Römer das plautiniſche Latein, weil es die Mundart der Muſen wäre. Eben ſo pflegte vormals die chriſtliche Welt verſchiedenen Sprachen eine beſondere Ehrwürdigkeit bei zu legen. Oben an ſtand das Hebräiſche, als Sprache der Urwelt; hierauf das Syriſch-Chaldäiſche, von den Juden aus dem babyloniſchen Exil zurückgebracht, weil der Erlöſer daſſelbe auf dem Schooſe ſeiner frommen Mutter erlernt und darin ſein Evangelium mitgetheilt habe s). Außerdem wurden, als ehrwürdige Fremdlinge der Chriſtenwelt, auf den Hochſchulen gelehrt: Chaldäiſch, Syriſch und Arabiſch, — zum Andenken der erſten Anbeter aus dem Morgenlande t).

Der damals herrſchende Spracheifer war eine Folge der vorausgegangenen, großen Unbekanntſchaft mit denſelben. Solchen hatte vornehmlich D. Luther aufgeregt durch ſeine Ermahnungen zur Werthſchätzung der Sprachen. „Sie ſind, rief er den Deutſchen zu, edle Gaben Gottes, wie Wein und Korn; ſie zieren nicht weniger, als Gold und Seide; ſie ſind die Scheiden, worin das Meſſer des Geiſtes ſteckt. In Sprachen iſt das Evangelium gegeben, durch ſie muß es erhalten werden. Sie nützen ſelbſt zur Führung des weltlichen Regiments. Nur ſoll

s) M. J. Klöden diss. de Ling. Dom. nostr. J. Chr. vernacula. Jen. 1672.

t) Joach. à Beust in dedicat. Libell. Christiad. Witteb. 1622.

keine Sprache auf Koſten der andern vorgezogen, ſondern eine, wie die andere, in Ehren gehalten werden.“ Seine Worte verhallten nicht vergebens. Auf den Univerſitäten glänzten die größten Sprachkundigen, anfachend den Geiſt der Sprachenliebe bei ihren Zöglingen. Dahin wirkte vornehmlich der große Joach. Camerarius I. zu Leipzig, der ſeine Zuhörer dringend zu ermahnen pflegte, ja von der Liebe zu Sprachen nimmer abzulaſſen, und die Grazien ſtets mit den Muſen ſchweſterlich zu vereinen; ſie lohnten ihren Verehrern mit dem reinſten Vergnügen. — Um dieſelbe Zeit ſtudirte zu Leipzig Kurfürſt Auguſt unter Leitung des berühmten Sächſiſchen Prinzenlehrers J. Rivius, der von gleichem Geiſte beſeelt, in der Bruſt des fürſtlichen Zöglings die höchſte Sprachliebe anzufachen ſuchte u). Daher war Kurfürſt Auguſt Einer der eifrigſten Sprachliebhaber, und für die Sprachkunde herrſchte nirgends größere Vorliebe, als zu Dresden. Eine Folge der aufgereizten Sprachliebhaberei war das Stammbuchweſen. Es entſtand ein Wettkampf, allerlei ſeltene, zierlich geſchriebene Muſterſchriften auf zu ſammeln, und Einer ſuchte es dem Andern zuvor zu thun. Von ungefähr zeichnete auch Künzel mit ſeiner viel geübten Feder verſchiedene, ſeltene Deviſen in das Stammbuch eines angeſehenen Gelehrten aus Dresden. Dieſe Proben erregten Aufmerkſamkeit, und wurden daſelbſt, wie M. Zopf berichtet, viel geſehen; ſelbſt der Kurfürſt betrachtete ſolche mit beſonderem Wohlgefallen. Die Folge davon war, daß der neue Sprachkünſtler dahin berufen wurde. Er ſelbſt erzählt v): „Darnach, —

u) à Beust l. c.
v) Autobiogr.

nach ſeiner Nürnberger Reiſe, — bin ich auf Dreßden begehret worden, habe allda Ihro Churf. Durchlaucht zu Sachſen ein Buch in folio auf die dritthalb hundert Sprachen und Schriften geſchrieben in ihre Bibliothek.“ Dieſe Gelehrtenreiſe fällt zu Anfang des Jahres 1645. Im April war er, wie ſein Stammbuch ausweiſt, daſelbſt anweſend gegen ſechs Wochen, begriffen in höchſter Thätigkeit, und umgeben von den ausgezeichneteſten Gelehrten des Hofes und der Stadt. Seiner Arbeit wurde kein geringer Werth beigelegt. Sogar ging, nach M. Zopf's Berichte, die Rede, der Kurfürſt hätte wohl eine Tonne Goldes aufwenden dürfen, und doch auf einmal nicht ſo viele Sprachen beiſammen zu ſehen bekommen.“ Mehrere von den Studienlehrern, Kandidaten und jungen Gelehrten benützten ſeine Anweſenheit, und ließen ſich von ihm Unterricht ertheilen. Auch er beſuchte gaſtweiſe am Gymnaſio die Lehrſtunden, wie der pſeudonyme Miſander w) bezeugt, er ſelbſt habe den gelehrten Bauer bei M. Böhmen in der hebräiſchen Lection geſehen. Für Dresden's Sprachfreunde war ſeine Anweſenheit ein hochgefeiertes Feſt. Nach vollendeter Ausrichtung ſeines Werkes ließ ihm der Kurfürſt zuſtellen ein anſehnliches Ehrengeſchenk an Geld nebſt einer koſtbaren Bibelausgabe in 10 Quartbänden. Jeder ſeiner gelehrten Gönner erfreute ihn mit einem werthvollen Andenken. Zugleich trug jeder ſeinen Namen ein in Künzel's angelegtes Stammbuch. Darin finden ſich eingezeichnet: „Der Geheime Rath Tünzel, Kirchenrath F. Tünzel, Hofrath J. Haß, Prediger. M. Chr. Zimmermann, Syndikus G. Börner, Doct. Med. J. Chr. Volhart, Rec-

w) In Delic. Bibl. p. 648.

tor M. Böhm, Conrect. M. J. Bertmann, ein Herr de Minetro, Garniſonprediger Zach. Richter, der Rechte Candidat Finkelthaus u. ſ. w."

Auf dem Heimwege beſuchte Schmidt ſeine gelehrten Freunde in der Umgegend. Am 20. Mai war er zu Freyberg bei Rector Dav. Quellmalz, Conrect. M. Bennewitz, und Tertius M. Heckler. Den 22. und 23. verlebte er in Zeitz bei ſeinem hochverehrten Freunde, Rector J. Zechendorf, und Tertius Chr. Daum. Folgenden Tages findet er ſich zu Plauen bei den beiden Rechtsgelehrten, Gebrüdern Detleff, Cant. Mangler ꝛc. Nach ſeiner Heimkunft war er ſchon am 3. Juni anweſend bei ſeinen theilnehmenden Gönnern in Hof; hierauf zu Hirſchberg, Lobenſtein ꝛc. Zu Lobenſtein waren ihm freundlich zugethan: der Superint. M. Wolff, der Amtsſchoſſer Oßwald Leupoldt; zu Hirſchberg der damals v. Beulwitziſche Richter, Erh. Hübſcher.

Unter den deutungsvollſten Deviſen ſeines Stammbuches werden geleſen z. B.

Nil est, quod non frangat durus et jugis labor. Petrarch.

Melius est agere considerate, quam cogitare prudenter.

Infelicis est ingenii: nihil a se promere, semper imitari.

Nihil dulcius est bene collocati temporis memoria.

Non est gloriatio in opibus et stemate, sed in scientia et eruditione.

Omnia bene fecit! — Respice finem!

Ut saepe summa ingenia in occulto latent!

Nach der Dresdner Reiſe war ihm zu Muthe, wie jenem Träumer auf der Dresdner Brücke vom Stelzenbaum. In gleicher Abſicht, wie nach Dresden, wurde er nach Gera beſchieden. Er berichtet: „Da ich von Dresden wieder nach Haus kommen, bin ich auf Gera begehret worden, allda ich ein Buch in die dritthalb hundert Sprachen geſchrieben." M. Zopf beſtätigt die Nachricht, und fügt hinzu, daß dieſes Manuſcript in der Gera'ſchen Bibliothek verwahrt werde. Nach Ausweis ſeines Stammbuches war er in den letzten Decembertagen daſelbſt anweſend bei dem Kanzler D. Alberti, Superint. M. J. C. Zopf, M. Chr. Siegfried. Am Neujahrstage 1646 war er auf dem gräfl. Schloſſe mit Herſtellung ſeiner Arbeit beſchäftigt. Die Dedication, gerichtet an die Herren Grafen, Heinrich II. der Zeit Älteſten, Heinrich IX. und Heinrich X. der jüngeren Linie, Gebrüder Reuß, enthält bei dem Jahreswechſel treu gemeinte Wünſche für das unverſehrte Wohlſeyn ſeiner allerſeits gnädigen und lieben Landesherren. Dieſe Arbeit hatte die frohe Wirkung, daß Schmidt mit der Steuerfreiheit begnadigt und ihm auch der Titel: Herr, vor Gerichten beigelegt wurde x). Das Gera'ſche Manuſcript hat in der Folge beleuchtet der gelehrte Kritiker, D. B. G. Struv, dem ſolches durch Vorſchub des Kanzlers Sam. Brunner aus der Gera'ſchen Kirchenbibliothek zur Einſicht mitgetheilt wurde. Daſſelbe, beſtehend aus einigen Bogen in Folio, enthielt mehr, als 130 verſchiedene Sprachalphabete, und zwar bisweilen mehrere derſelben aus einerlei Sprache z. B. Altgriechiſch in dreifachen Schriftzügen. Struv ſelbſt läßt Schmidt's

---

x) Urkunden.

Sammlerfleiß Gerechtigkeit wiederfahren und geſteht, daß ein anderer Gelehrter ſchwerlich alle dieſe Dinge würde zuſammengebracht haben. Aber nicht blos Alphabete, — auch Sprachen ſind beigefügt, an der Zahl Ein und fünfzig, dargeſtellt in dem Muſter des heiligen Vater Unſer. Das Ganze war nett und gefällig geſchrieben. Aber nicht blos geſchrieben hat Schmidt das V. U. dargeſtellt, er hat auch eine polyglottiſche Ausgabe deſſelben in ein und fünfzigerlei Sprachen im Drucke erſcheinen laſſen. Das Gera'ſche Manuſcript fand unfehlbar ſeinen Untergang in den großen Bränden, welche die Stadt 1686 und 1781 erlitten hat, und wobei beſonders alle Bibliotheken ein Raub der Flammen geworden ſind y).

---

y) Nach einer freundſchaftlichen Mittheilung des ſel. Hofpredigers J. H. G. Neithart zu Ebersdorf.

14.

Über des gelehrten Bauers Sprachkunde.

Wer einſt, wie vorgegeben wird, zu Jeruſalem des hohen Synedrium Beiſitzer werden wollte, mußte der gangbaren Weltſprachen wenigſtens ſiebenzig kundig ſeyn. Der gelehrte Bauer eignet ſich deren noch mehr an. Er ſelbſt ſpricht beſtimmt von dritthalb hundert Sprachen, die er gewußt habe. Eben daher erſchien derſelbe den Sprachkundigen ſeiner Zeit, als ein Wundermann ohne gleichen. Eben dieſer ihm beigelegte Sprachenreichthum iſt es, der in der Folge am meiſten Zweifel und Mißtrauen gegen den geprieſenen Sprachhelden erregte. Man fing an, die Gegenſtände ſeines gelehrten Wiſſens nicht ſo wohl zu zählen, als zu wägen. Indeß ſein Anſehen, entſchieden durch die unwiderſprechlichſten Zeugniſſe, bleibt dabei unverſehrt. Immer gebührt ihm vergleichungsweiſe derſelbe Vorzug, wie einſt dem Römer, Domit. Änobardus, von dem es heißt: „Er allein drang vor bis an die Elbe, — zwar ein Gang unmerklicher Spur, — aber doch wegen der kühnen Neuheit ein Gang bis zum Triumphwagen!“

Wie bei allen erworbenen Fertigkeiten: ſo gibt es auch in der Sprachkunſt, unzählige Stufen der Ausbildung von kleinen Anfängen bis zu höheren Graden. Die Zwiſchenräume von einem Fortſchritte zu dem andern werden ausgefüllt durch ein fortgeſetz-tes Sprachſtudium. Ein anderes iſt es, Buchſtaben kennen und ſchreiben; ein anderes, eine Sprache le-ſen, verſtehen und in den Sinn des Geleſenen ein-dringen, und noch ein anderes, ſeine Gedanken auch in einer fremden Sprache durch Schrift oder Rede kunſtmäßig darzuſtellen. Bei allen und jeden Spra-chen läßt ſich einerlei Grad der Vollkommenheit nicht erreichen, indem hiebei das Meiſte abhängt von den Mitteln, die ſich zur Erlernung einer Sprache vor-finden. Der höhere oder niedere Stand der Litera-tur iſt in Betrachtung zu ziehen.

In dieſer Rückſicht waren die Sprachforſcher jener Zeit, theils wenig, theils gar nicht, berathen. Sie wagten ſich auf ein neues, vorher nie betrete-nes Feld, und mußten erſt den rohen Sprachſtoff mühevoll aufſuchen. Vorerſt aufgefunden, konnte er nachher weiter bearbeitet und kunſtmäßig verfeinert werden. Die erſten Sprachforſcher wohnten noch nicht in Rom's Marmorpalläſten, ſondern nach Art ſchürfender Bergleute in niedern, einſam zerſtreuten Kauen. Die gefundenen rohen Stufen ſogleich im geläuterten Silberblicke vorzuzeigen; — wer könnte dies fordern? Wer möchte die geläuterten Sprach-kenntniſſe unſerer Zeiten ſchon in jenen Forſchungs-tagen ſuchen? — Aus dieſem Geſichtspunkte iſt der ge-lehrte Bauer zu beurtheilen. Er war kein Sprach-kenner, der ſelbſtdenkend über die Sprachen philo-ſophirt hätte, ſondern er war ein Sprachkundi-ger, der in einer jeden Sprache, bald mehr, bald weniger, doch immer ſo viel wußte, was andere

nicht wußten, und auch ſein Weniges ward mit Wohlgefallen aufgenommen. War nicht Alles, was er zu Tage förderte, gediegenes Gold; ſo war doch etwas Goldes darunter. Es iſt gewiß, daß er von allen ſeinen Sprachen in keiner einzigen, weder gelehrt ſchreiben, noch weniger ſprechen konnte. Mit Recht wird bezweifelt, daß er im Lateiniſchen ein Meiſterwerk, wie z. B. Joach. Camerarius „de vita Ph. Melanchtonis“ hätte liefern können. Ja! es könnte gar wohl ſeyn, daß man ihm in einem mäßigen Specimen mit größerem Rechte 11,000 Schnitzer nachgewieſen hätte, als der pedantiſche Latiniſte Barth. Latomus dem berühmten Sleidan über deſſen vortrefflichen Commentar de Statu relig. et reipubl. nachzuweiſen, großſprecheriſch ſich herausnahm. Daher iſt ein billiger Unterſchied zu machen. Schmidt ſelbſt unterſcheidet genau Sprachen und Schriften. Bei den Schriften (Alphabeten) war es auf ein Verſtehen der Sprachen gar nicht abgeſehen; genug, daß die Schriftzüge ihm bekannt waren und vorgezeigt werden konnten zum vergnüglichen Anſchauen. Anders war es mit den Sprachen. Er beſaß darin ſchulgerechte, auch elegante Kenntniſſe. Die noch handſchriftlich vorhandenen Sprachübungen ſind voll der feinſten philologiſchen Bemerkungen. Er wußte jedes Spracheninſtrument, deſſen er ſich annahm, kunſtmäßig ſo zu rühren und zu zwicken, wie kein Wicht. Wie ſonſt hätte man zu Dresden ſeinen Unterricht ſuchen und darauf einigen Werth legen mögen? Nicht geringe aber war die Anzahl von Sprachen, die er grammatiſch, auch philologiſch, zu behandeln wußte. Jedoch die größte Stärke beſaß er im Hebräiſchen, Arabiſchen, Syriſchen und Samaritaniſchen. Darin war er unübertroffener Meiſter. Aber auch in den

7*

Staats-
Bibliothek
Bamberg

modernen, europäiſchen Sprachen war er nichts weniger, als Fremdling. Die vorliegenden Übungen im Franzöſiſchen, obgleich er noch nicht des Herrn de Pepliers grammaire royale bei der Hand hatte, ſind eingerichtet nach denſelben Sprachgeſetzen.

Faſt jeder Gelehrte, wie man weiß, hat irgend einen Lieblingsſchriftſteller z), an deſſen Lectüre er ſich am meiſten vergnügt, und worauf er einen beſondern Werth ſetzt. So der gelehrte Bauer. Was ihm nach Sprache und Inhalt am meiſten zuſagte, waren die Erklärungen der heiligen Schriften im Jeruſalemitiſchen Dialekte, wie ſolche im Targum Hierosolyt. vorliegen.

D. Struv, der gelehrte Kritiker, äußert die Bedenklichkeit, ob es wohl mit des gelehrten Bauers zum Vorſchein gebrachten Sprachalphabeten eine zuverläſſige Richtigkeit habe, und zwar deswegen, weil darunter Sachen gefunden werden, welche niemals in Übung gekommen wären. Nichts aber iſt gewiſſer, als daß um jene Zeit wirklich dergleichen Alphabete vorhanden waren, die aber verloren gingen. Herrſchend war die Meinung von dem Vorhandenſeyn gewiſſer Schriftzüge, herſtammend aus den Urzeiten der Menſchenwelt, und man ſprach ernſthaft von Semitiſchen, Hamitiſchen und Japhetiſchen Sprachüberbleibſeln. Überdies gab es damals viele Arten der Geheim-Schreibekunſt. Sogar gingen ſpitzfündige Köpfe damit um, eine Art der Schreibekunſt zu erfinden, deren Charaktere dem Uneingeweihten je und immer unauflöslich wären. Daher waren hie und da Schriftzüge von ſeltſamer Art und Geſtalt verſteckt in einzelnen Druckſchriften, die

z) Sommerlatt diss. de Eruditor. singul. cujusd. libr. amator. Lips. 1715.

nicht in Jedermanns Hände kamen a). Um ſo begieriger forſchte der Gelehrtenpöbel nach Muſtern von dergleichen Verſuchen in der Geheim-Schreibekunſt. Wer etwas davon habhaft wurde, ſetzte darein einen beſondern Werth; es war gewöhnlich ein Raub aus dem Bereiche einzelner Gelehrten vom höchſten Range. Kein anderer Gelehrter aber befand ſich im Beſitze dieſer Schätze Ägyptens ſo unbeſchränkt, wie der gelehrte Bauer. Daher die Beſchuldigung, er ſtehe in Verbindung mit einem Spiritus familiaris, der ihm dergleichen Dinge in die Hände ſpiele. Practica est multiplex! ſprechen die Gelehrten, und ein deutſcher Michel meint: „Der Wege in das Holz ſind mehr, als Einer." —

---

a) J. F. Reimann's Einl. in die Hist. Litter. Th. III. S. 254. ff.

15.

Einfluß einiger Gelehrten auf ſeine Bildung.

Bei ſolch vorliegenden Thatſachen über des gelehrten Bauers Thun und Weſen kehrt fortwährend zurück der unabweisliche Gedanke, ob denn durchaus keine fremde Kraft auf ihn eingewirkt, und ihn Jemand mit Rath und thätiger Hülfeleiſtung unterſtützt habe. Wie groß auch ſein Talent, wie unbegrenzt ſein Fleiß, wie beiſpiellos ſeine Kraftanſtrengung mögen geweſen ſeyn; ſo ſind doch alle dieſe Rückſichten unzureichend, das Räthſel befriedigend zu löſen nach dem unauflösbaren Wechſelverhältniſſe zwiſchen Urſache und Wirkung. Ein gründliches, ſchulgerechtes Wiſſen ſetzt einen entſprechenden Unterricht voraus. Der Weg zu Sprachen und Wiſſenſchaften iſt allzuſteil und verſteckt, um die höchſte Höhe von ſich ſelbſt und ohne fremde Handreichung erklimmen zu können. Auch der talentvollſte Jüngling muß, bevor er auf die Beine kömmt, gegängelt, geleitet und ihm da, wo unüberſteigliche Klippen im Wege liegen, die Hand geboten und allgemach hinübergeholfen werden. So iſt es der naturgemäße Gang;

Künzel konnte ſolchen nicht überſpringen. Die ſchwache Rebe bedarf eine Stütze. Genoß er auch die Wohlthat des Unterrichts nicht in vollem Maaße: ſo mußte ſie ihm doch zu Theil werden in einzelnen Belehrungen, Winken und Andeutungen, die nicht ſelten von größerem Werthe ſind, als weitläufige, ſyſtematiſch geordnete, Lehrvorträge. Das kleinſte Körnchen, wenn es einen guten Boden findet, entwickelt ſich zur Reife, und trägt ſeine Frucht. Auch giebt ein gelehriges Gemüthe ſtets mehr wieder, als es empfangen hat. So bei Künzel'n. Es iſt im voraus, als gewiß anzunehmen, daß doch wohl auf ſeine gelehrte Bildung einzelne Perſonen, obgleich einen entfernten, doch weſentlichen, Einfluß hatten. Darnach wurde ſchon bei ſeinem Lebzeiten öfter gefragt, bisweilen dringend. Nie aber iſt er mit der Sprache herausgegangen; er verſteckte ſich ſtets hinter ein geheimnißvolles Dunkel. „Es giebt, ſagt er, wunderliche Reden von mir, wie das möglich ſeyn könnte, daß ich die fremden und ſonderlich die orientaliſchen Sprachen von mir ſelbſt gelernt hätte. Da geb ich zur Antwort, wer den erſten Menſchen gelehrt hat, item wer der erſte Meiſter aller Handwerker und Künſte geweſen ſey: da wird keiner ſeyn, der nicht ſagen wird, es hat's Gott gethan, alſo alles, was ich habe, das habe ich von Gott." Mit dieſen Worten ſchließt er ſeine Selbſtbiographie. Gut geſagt, aber mehr fromm, als genügend.

Wahr iſt es, über dem Werden und Walten ausgezeichneter Menſchen ſchwebt ſtets ein gewiſſes Dunkel. Es iſt auch ein origineller Gedanke, der dem gelehrten Bauer angehört, eine Selbſtbiographie drucken zu laſſen, und der Welt die Schickſale, Verhältniſſe, Beſtrebungen und Handlungsweiſe

ſeiner eigenen Perſon zu erzählen. Es iſt ſchwer, der Biograph eines Andern zu ſeyn, noch ſchwerer ſein eigener. Hat es etwas Bedenkliches, Anderer Lobredner zu ſeyn; — wie viel mehr Zartgefühl gehört dazu, zu ſprechen von ſich ſelbſt und ſeinen Thaten, die nicht ſelten in Berührung kommen mit Perſonen und Verhältniſſen, wovon andere Leute nichts zu wiſſen brauchen. Eben dieß aber iſt es, worin der gelehrte Bauer das Muſter eines beſonnenen Selbſtbiographen gegeben hat. Nicht Tadel, — Lob verdient ſein beſcheidenes Schweigen. Seine Selbſt-Lebensbeſchreibung iſt gekommen in vieler Tauſende Hände, und begierigſt geleſen worden. Dieſelbe aber erfordert die beſten Leſer, nämlich ſolche, die gewohnt ſind, zu denken mehr an das, was der Verfaſſer verſchwiegen, als was er geſagt hat. Noch lebten damals in der Nähe und Ferne Perſonen genug, denen ſein Aufſtreben zum Gelehrtenweſen nicht unbekannt war. Für ſie wäre überflüſſig geweſen jedes weitere Wort. In Abſicht auf die ſpätere Welt freilich iſt es ein anderes. Was offen vorliegt der Jetztwelt, iſt verdunkelt der Nachwelt.

Indeß fehlt es doch nicht an Andeutungen, welche den Schleier lüften. Er ſelbſt erwähnt Eines vom Adel, der ihn bei ſeinem Studiren mächtig gefördert habe. Aus der Periode ſeiner erſten Anſtrebungen geſteht er mit bemerkbarer Rührung: „Da wurde ich von einem Gelehrten von Adel E. a. W., der weit gereiſt war, und ſtattlich vornehme Bücher hatte, berufen, ich ſollte zu ihm kommen; das that ich: da bekam ich abzuſchreiben, was mir gefiel in ſeinem Hauſe von allerlei Sprachen und Schriften, und er verehrte mir das erſte Mal, wie ich zu ihm kam, ein Astrolabium und einen Quadranten."

Dabei iſt voraus zu ſetzen, daß jedesmal einige Belehrungen über den Werth und Gebrauch dieſer ſchätzbaren Hülfsmittel verbunden waren, und ihm die Fähigkeit zugetraut wurde, einen zweckmäßigen Gebrauch davon zu machen.

Wer aber war dieſer huldvolle Pfleger und Beſchützer des talentvollen Selbſtzöglings? Er ſelbſt bezeichnet denſelben nicht weiter, als mit den Namensbuchſtaben. Alles Vermuthen führt zu keinem genügenden Aufſchluſſe. Unter neun und neunzig Muthmaßungen, die in ſolchen Fällen gewagt werden, wird die hunderteſte, als die treffende, eben ſo verfehlt, wie von dem franzöſiſchen Hiſtoriographen Dûpleix, der unter allen Wahrſcheinlichkeiten jedesmal das Unwahrſcheinlichſte zu rathen, den Unſtern hatte.

Wer einigermaaßen aus dem Traume hilft, iſt M. Zopf. Dieſer nennt einen Herrn Chriſtoph von Waldenroth, „der eine ſchöne Bibliothek gehabt, und dem Nicolao vergönnt, daß er dieſelbe perlustriren und, was ihm beliebt, herausziehen mögen, darinnen er unter andern Nachricht gefunden von dem Ägyptiſchen, Armeniſchen, Äthiopiſchen, Illiriſchen, Jacobitiſchen ꝛc., denn er ein Buch gehabt, darinnen von allen etwas Nachricht zu finden geweſen, hat auch etliche Waldenrothiſche Bücher de propriis an ſich gehandelt.“ — Dieſe Nachricht enthüllt den geheimen Zugang zu den wiſſenſchaftlichen Quellen des gelehrten Bauers. Die von Waldenrode, deren Stammſitz die oberſte der ſchönen Burgruinen bei Berneck, Hohen-Waldenrode, verkündet, gehören, wie zu den älteſten und edelſten, ſo auch zu den gelehrteſten Geſchlechtern Deutſchlands. Dieſem Geſchlechte wird beigezählt jene weibliche Schönheit, die, bekannt unter dem Namen: Waldrade, eingeflochten iſt in die Familienhändel des Kaiſerhau=

ſes Ludwig des Frommen *). Glänzend war die Rolle eines Konrads von Waldenrode, Groß= meiſter des deutſchen Ordens in Preußen. Deſſen Vetter, Johannes, erzogen an ſeinem Hofe, war bekannt als der größte Reiſende ſeiner Zeit, und ſeine Reiſebeſchreibung nach Paläſtina gehört zu den (Incunabeln) älteſten und geſchätzteſten Druckſchrif= ten. Der Geiſt der Gelehrſamkeit pflanzte ſich fort. In der von Waldenrod'ſchen Fideicommiß=Biblio= thek waren Schätze aufgehäuft, die man in Privat= Bibliotheken vergebens ſuchte. Aus dieſer Quelle zu ſchöpfen, war das glückliche Loos des gelehrten Bauers.

Aus dieſem Geſchlechte ſtarb 1584 Hans Chri= ſtoph von Waldenrode, fürſtl. Brandenburg. Hauptmann zu Hof. Seine Gemahlin, Dorothea von Waldenfels, war gleichfalls abſtammend aus gelehrtem Blute b). Sie hinterließen vier Söhne; da= von hieß der jüngſte gleichfalls Hans Chriſtoph, der um jene Zeit, als Künzel ſich bildete, zugleich mit Chr. Ph. von Waldenfels zu Lichtenberg, unter dem voigtländiſchen Adel eine ausgezeichnete Ge= lehrtenrolle ſpielte. Dieſe Edlen nahmen den talent= vollen Bauernſohn unter ihre ſchützenden Flügel. Ih= nen gehört er an. Sie zeigen und bahnen ihm den Weg den Felſenberg hinan. Was Wunder, wenn andere, mit Büchern dieſer Art ſparſam begabte, Gelehrte nicht gleichen Schritt halten konnten, und der Bauernſohn auf Rodenacker ihnen voraneilte? —

---

*) Ihr ſcheint zu gelten die fichtelbergiſche Volksſage von der verwünſchten Jungfrau, von mir mitgetheilt in Fr. Gottſchalk's Sagen u. Volks= märchen der Deutſchen. B. I. S. 41. ff.

b) Monument in der Stadtkirche zu Hof.

Außerdem beſaß er ſogleich vom Anfange ſeines Studirens an die edle Kühnheit, ſich mit den vorzüglichſten Gelehrten der Umgegend zu befreunden, und einen ſtets offenen Zutritt zu gewinnen. Darunter ſtehen oben an die berühmten Orientaliſten Zechendorf und Medler; jener Studienlehrer zuerſt zu Schneeberg, hernach zu Zeitz, dieſer Gymnaſiumsrector zu Hof. M. Zopf berichtet: „Er iſt auch bekannt geworden mit dem Rectore zu Hof M. Medler, mit demſelben hat er bisweilen conversiret und ſehen laſſen, ob er's recht könne oder nicht." Als dieſer Gönner ihm im J. 1639 durch ſeine Beförderung zur Pfarrei Selb entzogen wurde; ſo erſetzte, laut des Stammbuches, deſſen Stelle der neue Rector Pet. Otto. Ferner iſt er auch, nach M. Zopf's Bericht, „in familiaritatem Zechendorfii kommen, von welchem er nach und nach in ſeinem Studiis confirmiret, iſt auch mit allen Vicinis, ſo in linguis etwas verſtanden, bekannt worden, und hat ſich bei ihnen beliebt gemacht." Zechendorf, ein ergrauter Schulmann und Philologe, war vorzüglich ſtark im Perſiſchen. Wie Euclides von Megära des Nachts zu Solon nach Athen: ſo wanderte Künzel zu jenen Männern, um ihres Unterrichts theilhaftig zu werden in eilenden Stunden. So hatte Künzel ſeine Wegweiſer, und noch dazu die bewährteſten. Durch den Umgang mit den Lehrern kam er zugleich in Bekanntſchaft mit den ſtudirenden Jünglingen, die ihn, als einen Halbbruder, betrachtend, eine Art der Schulfreundſchaft mit ihm errichten, und den Namen des ſeltenen Muſenſohnes weit umhertragen, indem damals das Gymnaſium zu Hof eine kleine Akademie vorſtellte, die in ihrem höchſten Blüthenſtande 387 Zöglinge zählte aus allen Bezirken in Voigtland's Nähe und Ferne.

So gewiß iſt es, daß Jeder, der ſein Glück bilden will, gewieſen iſt, zwar zunächſt an ſich ſelbſt und ſeine eigene Kraftanſtrengung, daß aber Gott, weiſe Lehrer und edle Menſchenfreunde ſtets das Beſte bei der Sache thun müſſen; ſonſt erſtickt das Talent, wie im ungeöffneten Kelche, die Blüthenfülle.

16.

Der gelehrte Bauer ſchreibt Kalender.

Das Kriegsweſen dauerte anhaltend fort. Endlich nach langem Sehnen zeigte ſich das Morgenroth der anbrechenden Friedensſonne. Der weſtphäliſche Friedensſchluß kam zu Stande, und gab dem dreißigjährigen Kriege eine frohe Endſchaft. Die Reußiſchen Lande feierten im Jahre 1650 am 31. Juli ein allgemeines Fried=, Freuden=, Lob= und Dank=, wie auch Buß= und Betfeſt. Bei volkreicher Verſammlung wurde in den Kirchen gepredigt über die treffenden Schriftworte Pſ. 85, 9. 10. „Ach daß ich hören ſollte, daß Gott der Herr redete, daß er Friede zuſagte ſeinem Volke ꝛc. Die lang gepreßte Menſchheit ſchöpfte wieder Luft. Verderbt aber waren Land und Leute, Bürger und Bauern.

Auch der gelehrte Bauer war um all das Seinige gekommen, und aus einem einſt wohlhabenden, nun ein armer Mann geworden. Ihm wuchs heran ein Häuflein kleiner Kinder; er ſelbſt, kein Jüngling mehr, fühlte bemerkbar die Abnahme ſeiner Lebenskräfte. Traurig war die Gegenwart, wenig tröſtend der Blick auf die Zukunft. Er verſank in ein kummerhaftes Nachſinnen, uud mit all ſeinem

gelehrten Wiſſen vermochte er nicht, die ſchwere Schickſalsaufgabe zu löſen. Aber auch diesmal ſteht ihm zur Seite der Rath weiſer Freunde. Dieſe wollen, er ſoll einen neuen Kalender ſchreiben, und ſolchen im Drucke herausgeben unter ſeinem Namen. Er berichtet: „Weiter bin ich durch Zureden guter Freunde und Gönner beredet worden, ich ſollte Kalender ſchreiben; vielleicht helf es mir in meiner Nahrung, dieweil ich vom Kriegsweſen ganz verderbt, und um all das Meinige gekommen war.“ Der Aufruf an ſich war ehrenvoll, und dem damaligen Zeitlaufe angemeſſen; die Aufgabe ſelbſt aber war mit vielſeitigen Schwierigkeiten verbunden, — ein ſüßer Kern unter harter Schaale.

Was man von ihm erwartete, war nicht ein Kalendermachen, oder ein mechaniſches Nachbilden eines ſchon vorliegenden Kalenders; er ſelbſt ſollte ein Kalenderiographe werden, und als denkender Kopf die verwickelte Wiſſenſchaft der Zeitkunde (Chronologie) ernſtlich vor die Hand nehmen, und einen Plan ausdenken, wie für das gemeine Volk ein Kalender zeitgemäß auszuarbeiten, d. i. zu ſchreiben wäre. Dieſer Unterſchied iſt nicht ſelten überſehen und eben darum von des gelehrten Bauers Kalenderweſen geringſchätzig geurtheilt worden. Eben damals herrſchte zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten eine weit ausſehende Irrung wegen des alten julianiſchen und des neuen gregorianiſchen Kalenders. Daher war die Aufgabe, einen Mittelkalender auszudenken, der die alte und neue Zeit zur Einheit bringen, und die entzweiten Parteien verſöhnen möchte. Selbſt auf dem Reichstage zu Regensburg rathſchlagte man darüber, wie die obſchwebende Kalendermißhälligkeit friedlich und ſchiedlich bei zu legen wäre. Damit beſchäftigten ſich die größten Aſtronomen und

Mathematiker. Durch einen dergleichen Entwurf erwarb ſich der Pfarrer, M. Ellrodt zu Gefrees, von dem K. Leopold eine goldene Gnadenkette, ſo wie einen berühmten Namen deſſen Schüler, Erh. Weigel, Profeſſor zu Jena, gebürtig von Weiden, und zu Wunſiedel erzogen. Bei dieſem Wettlaufe nun ſollte auch der gelehrte Bauer einen Verſuch machen.

Was im Leben der Gelehrten der Fall ſo oft iſt, ſagte die gezeigte Nothhülfe auch ſeiner Neigung am wenigſten zu. Ihm war des Unternehmens Wagſtück eben ſo wenig unbekannt, als die Erfahrung, daß Werth und Glück bei Schriften eben ſo, wie bei Menſchen, nicht ſtets gleichen Schritt halten. Auch der beſte Schütze trifft nicht immer. Am meiſten aber ſträubte ſich dagegen ſein unverfälſchtes Wahrheitsgefühl wegen der betrüglichen Nebenſachen, die in einem Kalender, der ſein Glück machen ſoll, nicht fehlen dürften. „Das Kalendermachen,“ ſetzte er entgegen, „wird von vielen, welche die Kunſt nicht verſtehen, verachtet, und wenn es etwa allemal mit der Witterung nicht eintrifft, ſagen die Leute: „der iſt ein Lügner!“ Lieber wollte er, wie mancher andere gute Kopf, in Unthätigkeit bleiben, als ſeinen Namen beſchimpft ſehen vor der Welt.

Dagegen wird ihm zu Gemüthe geführt: „Wohl wahr! Indeß auch viel vornehme, gelehrte Leute, Doctores, Pfarrherren ꝛc. beſchäftigen ſich mit Kalenderſchreiben. Mit Gotteshülfe werde das Unternehmen wohl gelingen. Dazu wäre Er der Mann. Seine Kenntniſſe, ſein Fleiß, ſein gelehrter Ruf, ſein Anſehen bei dem Volke, berechtigten ihn dazu. Ein Machwerk von ſeiner Feder würde allgemein günſtig aufgenommen werden. Eben wegen der vermeinten Unmöglichkeit bleibe Manches, was an ſich

gar wohl ausführbar wäre, unausgeführt. Das Kalenderſchreiben, obgleich es keinen Trunk aus der goldnen Schaale gewährt, nähre doch ſeinen Mann, und werde ſeinem Haushalten wohl zu Statten kommen. Öfters tiefer, als wozu man Luſt hat, müſſe Jeder ſich bücken in der Welt. Verdunkle bisweilen ein Pfeilregen übler Nachreden ſeine Freudenſonne; ſo müſſe er geſinnt, wie jener heldenmüthige Lacedämonier, deſto friſcher ſtreiten im Schatten.

Er folgt ergebungsvoll dem Schickſalswink und dem Rathe bedachter Freunde. Vertrauend auf eine höhere Mitwirkung, legt er getroſt die Hand an das Werk, geheiligt durch weiſer Freunde Rath, und berechnet weder auf Bereicherung, noch auf Ruhm, ſondern einzig auf einige Beihülfe für ſein ohne Selbſtverſchulden zerrüttetes Hausweſen. Ihm gewährte, wie jedem Künſtler, die Ausführung des Plans die ſüßeſten ſeiner Lebensſtunden. Seinem denkenden Kopfe, ſeinem beharrlichen Fleiße, ſeiner geübten Feder, entblüht ein Kalender-Entwurf, ſo wohl gerathen, daß ſolcher ſogleich genehmigt, der Druck beſchloſſen und zu Hof 1653 durch Albr. Mintzel vollzogen wurde. Des gelehrten Bauers Kalender iſt als eine neue Zeiterſcheinung mit Wohlgefallen aufgenommen worden im ganzen deutſchen Reiche.

An dem glücklichen Fortbeſtehen des unternommenen Kalenderwerkes war nicht zu zweifeln. Jedoch mit dem mißlichen Selbſtverlage ward eine Veränderung vorgenommen. Forthin übernahm die Endteriſche Buchhandlung zu Nürnberg den Verlag des Künzel'ſchen Kalenders, verſehen mit kaiſerlichen und churfürſtlich Sächſiſchen Freiheiten, acht Bogen ſtark in 4. und geſondert in zwei Abtheilungen. Sein Beſtreben war, Allen zu genügen. Daher verband

er Altes und Neues zu einer gefälligen Form, gleich einem erfinderiſchen Koche, der bei einer allgemeinen Gaſterei dafür ſorgt, daß es keinem der Gäſte fehlen möge an ſeinem Lieblingsgerüchte, auch nicht an Rettigen und Kümmelbrühe. So war damals der Zeitgeſchmack. Was man annehmbar, was man beifallswürdig finden ſollte, mußte ſtets Altes und Neues mit einander zierlich verbinden, wie bei den Sybariten die Köche, welche ſtets den alten Gerüchten neue hinzu zu fügen wußten. Dieſem Zeitgeſchmacke fröhnte der gelehrte Bauer. Dieſe Tendenz beabſichtigt ſchon ein doppeltes Titelblatt: zuerſt ein neumodiſches in kürzeſter Form; hernach ein altmodiſches in gedehnter langweiliger Manier, beides gegeben in der Abſicht, damit jeder dasjenige, was ihm zuſagte, behalten, und das andere abthun möge. Das neuere Titelblatt iſt ſinnreich geziert mit den jungfräulichen Sinnbildern der Aſtronomie und Aſtrologie, jede ſtehend vor einer künſtlichen Himmelskugel: jene vor einer beſchriebenen, dieſe vor einer unbeſchriebenen; — jene im fliegenden Sternengewande, dieſe ungegürtet; — jene das Sehrohr in der Linken haltend deutet mit dem Zeigefinger der Rechten beſtimmt hin auf die himmliſchen Zeichen: dieſe hält die wankende Kugel am Fuße, und ſteht unentſchloſſen vor ihr mit geöffnetem Zirkel. Unter ihren Füßen erblickt man ein viereckiges Geſtell, bezeichnet mit der Aufſchrift: „Alter und Neuer Schreib-Calender auffs Schalt Jahr nach der Geburt Jeſu Chriſti MDCLXIV. Mit Fleiß geſtellt durch Nicolaum Schmidt, ſonſt Küntzel, oder der gelehrte Bauer genannt." Das andere Neben-Titelblatt iſt nach alter Manier weitſchweifig und großſprecheriſch, und überdies an der Spitze bezeichnet mit arabiſcher Schrift des Wor-

tes: Almanach, als herſtammend aus dieſer Sprache c). Außerdem erſcheint die Nebenſeite eines jeden Monats geſpalten, und enthält auf der Einen Hälfte kurze Nachrichten aus der römiſchen Kaiſergeſchichte; die andere Hälfte iſt unbedruckt zu beliebigen Einzeichnungen für Geſchäftsleute. Aus dieſer Methode bildeten ſich heraus kleinere Schreib-Almanache, die zu Nürnberg unter Schmidt-Künzel's Namen ununterbrochen herausgekommen ſind bis auf unſere Zeiten. Auch dazu legte Künzel den erſten Grund. Wie wenig Werth er ſelbſt auf den aſtrologiſchen Theil ſeines Kalenders geſetzt habe, beurkundet das drollige Kauderwelſch, angepaßt dem herrſchenden Zeitgeſchmacke, den man daraus kennen lernt. Unter einem pomphaften Wortſchwalle wird gedroſchen eitel leeres Stroh. Wie ſauer ihm dieſe Arbeit geworden ſey, merkt man ihm allenthalben an. Was das fade Gerede würzet, iſt bald ein ernſter Gedanke, bald eine moraliſche Sentenz, bald eine ſchalkhafte Anſpielung, bald eine bäueriſch ſpaßhafte Neckerei z. B. „Der Winter droht Hauptwehe, Blaſenwehe, Geldmangel, ſchweres Gezänk unter den Weibern, u. ſ. w. Auch den Gelehrten ſucht er ein ſcherzhaftes Lächeln abzugewinnen, indem er bald eine lateiniſche, durch komiſche Sprachfehler entſtellte, Floskel zum Beſten giebt, bald eine Sentenz aus einem heydniſchen Philoſophen, ſchief angewendet zu Markte bringt, z. B. „Mercurius, der Gott der Liſt

c) Nach einer neueren Meinung ſoll das Wort: Almanach, Italieniſchen Urſprungs ſeyn von einem alten, chronologiſch beſchäftigten Mönche, deſſen Zeitbücher gemeinhin wären genannt worden: des Mönchs, al Manach, nämlich Zeitregiſter.

und Ränke, in sexta infirmitates infontibus minitur. Die Kinder werden ſehr an Maſern ſterben. Gott erhalte nur die Alten, daß man ſich deß, was Seneca ſagt, getröſten könne: Periit res, salvus est artifex.“ Seinen eigenen Geburtstag bezeichnet er mit der Deviſe: „Offenbarung falſcher Propheten.“ —

Eigenthümlich iſt auch ſeinen Kalendern, daß nicht nur alte Bauern- und Witterungsregeln aufgenommen, und wirthſchaftliche Verrichtungen in Erinnerung gebracht, ſondern daß auch jedem Monate gewiſſe diätätiſche Regeln beigefügt ſind. Gerathen wird z. B. im Maimonate:

„Iß dauliche Speiſen, und warte dich fein,
Trink einen geſunden und guten Trunk Wein.“

Dergleichen Kalenderbemerkungen waren keineswegs müſſig. Nicht nur die ökonomiſchen Wiſſenſchaften waren damals geringe geachtet, ſondern auch die Geſundheitslehre (Diätetik) lag noch gänzlich darnieder, und fing erſt an, ſich zur Wiſſenſchaftlichkeit zu erheben. Trafen ſeine aſtrologiſchen Vorherſagungen nicht ein; ſo hatte es wenig zu bedeuten. Das Publicum verzieh ihm die Lüge, und kaufte jedes Jahr eine neue. Man begnügte ſich mit der augenblicklichen Unterhaltung. Er ſelbſt aber, wenn er ein Lügenprophet geſcholten ward, zog ſich die Sache wenig zu Gemüthe, weit entfernt, ſeine Prophezeihungen wahr machen zu wollen mit Gift und Mordinſtrumenten. So lebten er und ſein Publicum im beſten Einverſtändniſſe. Sein Kalenderweſen erfreute ſich bei ſeinen Lebzeiten des erwünſchteſten Fortganges, und nach ſeinem Tode konnten ſolches die Erben aus ſeinen reichen Vorarbeiten fort-

ſetzen lange Jahre. — Auf dieſe Weiſe leiſtete der gelehrte Bauer Alles, was nach Zeit, Kräften und Umſtänden von einem umſichtigen Kalenderſchreiber gefordert werden konnte. Auch von ihm gilt, was dem franzöſiſchen Aſtrologen Mich. Noſtrodamus, in den Mund gelegt wird:

Nostra damus, cum ſalsa damus, nam ſallere nostrum est;
Et cum verba damus, nil nisi Nostra Damus.

17.

Des gelehrten Bauers Schattenſeite: als Aſtrologe, Chiromantiſt, Incantator u. d.

In ſeinem gelehrten Thun und Weſen veroffenbaren ſich einige dunkle Stellen. Dieſe hob die klügere Nachwelt hervor, und ſtellte ſie im Dünkel der Selbſtgefälligkeit, zur Schau aus. Dabei ſahe man gleichgültig hinweg über ſeine übrigen Vorzüge, und bezeichnete den Ehrenmann mit den wenig ehrenden Namen: „Er war ein abergläubiſcher Mann, ein eitler Sterndeuter, ein betrügeriſcher Handgucker!“ Bei dieſem Endurtheile wurde es belaſſen. Nie ſprach Jemand noch ein Wort zu ſeiner Rechtfertigung. —

Die Thatſachen, die man anführt, ſind nicht in Abrede zu ſtellen; ſie ſind ſogar im voraus zu muthmaßen. Wo wirkte je ein ausgezeichnetes Talent, das nicht auch in ſeinen Strebungen ſich verirrt hätte? Er ſelbſt geſteht offen vor ſeinen richtenden Zeitgenoſſen: „Item hab' ich auch die Aſtrologie lieb gewonnen und zu erkennen geſucht, welcher Stern ſaturniſcher, jovialiſcher, martialiſcher, ſolariſcher, veneriſcher ꝛc. Art und Natur ſey.“ Daher wollte er aus der jedesmaligen Himmelsſtellung bei

der Geburt eines Menſchen muthmaßliche Schlüſſe ziehen über ſeine vorherrſchenden Gemüthsneigungen und ſeine künftigen Lebensbegegniſſe, wie auch daraus vorher andeuten bevorſtehende Ereigniſſe in Ländern und Königreichen ꝛc. kurz: er wollte den Vorhang lüften, verhüllend die künftigen Schickſale und Veränderungen unſeres, von höheren Einflüſſen vielfach abhängigen, Erdplaneten. So iſt es. Die menſchliche Wiß= und Forſchbegierde ſpaltet und verzweigt ſich in mannichfaltigen Richtungen, und geräth leicht auf Aberwitz, vorzüglich die Neigung, das Geheime zu erkunden und die Zukunft zu erforſchen, ſo gerne ſich hingebend geſetzloſen Gedankenſpielen und täuſchenden Phantaſiegebilden. Auf dieſer Entwicklungsſtufe ſtand damals das Gelehrtenweſen. Der gelehrte Bauer war nicht der Einzige, welcher dergleichen vorwitzigen Forſchungen nachhing; die meiſten Gelehrten dachten ſo. Herſtammend aus den früheſten Tagen der Vorzeit, ſtand dieſe Art des gelehrten Meinens noch in vollem Anſehen, es war ſogar geſchätzt, und galt als ein weſentlicher Theil der aſtronomiſchen Wiſſenſchaften. Der Aſtronom betrachtete die Geſtirne nach der Größe, Bewegung ꝛc.; der Aſtrologe beſtimmte überdies ihre beſonderen Kräfte, Einflüſſe und Bedeutungen. Noch hatte Pico, Graf von Mirandola, der die letzteren Anſichten gegen das Ende des 15. Jahrhunderts am erſten beſtritt, wenig Gehör gefunden. Vielmehr gerade zu Schmidt's Zeiten hatte die Aſtrologie die eifrigſten Anhänger, und man achtete ſie für ein Beſitzthum nur der ſcharfſinnigſten Denker. Dieſelbe, gegründet auf gewiſſe Kunſtregeln, hatte ſich wiſſenſchaftlich ausgebildet. Mit mechaniſchen Manipulationen war nichts ausgerichtet. Ein rechter Sterndeuter mußte grundmäßig verfahren, und ſeine muthmaßlichen Behaup=

tungen darthun durch ein ſchulgerechtes Magiſterium; ohne Kenntniß der aſtronomiſchen Wiſſenſchaften war nicht fortzukommen. Nur wenige von den damals lebenden Gelehrten waren frei von dem aſtrologiſchen Zeitglauben. Zu dieſen Wenigen gehört der tiefer blickende D. Luther. Ihm war, wie er es nannte, die Sterngucкerei höchſt zuwider. Anders dachte ſein ihm ſonſt gleichgeſinnter Geiſtesverwandte, Ph. Melanchthon. Dieſer konnte ſich davon nicht losreißen. „Die Kunſt, meinte er, wäre wohl da, nur keine Meiſter, die ſie gehörig verſtänden und übten.“ Erſt dann verfiel die Sterndeuterei in Unwerth und Verachtung, als die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einen höheren Schwung nahmen. Auch die Aſtrologen ſelbſt trugen dazu bei durch ihre allzu dreuſte gewagten, lügenhaften Vorherſagungen und Kalenderprophezeihungen. So wurde endlich die Aſtrologie aus dem Gebiete nützlicher Wiſſenſchaften verwieſen, und verſetzt in das Regiſter des Aberwitzes und der Thorheit. In dieſem erleuchteteren Zeitalter lebte und wirkte noch nicht der gelehrte Bauer. Auf etwas Weiteres aber ließ er ſich nicht ein. Er hielt ſich entfernt von der kabbaliſtiſch = paradoxen Meinung, die eben damals wieder aufgewärmt, geltend gemacht werden wollte von einem gewiſſen Himmelsalphabet, nach welchem man die Fixſterne als ebräiſche Buchſtaben, die Planeten als deren Vokalpunkte betrachtete, und ſo eine Himmelsſchrift zuſammenſetzte, woran jedesmal wichtige Zeitereigniſſe deutlich angeſchrieben zu leſen wären. Auf dieſe Schwindelhöhe verſtieg ſich nicht der beſonnene gelehrte Bauer.

Ernſt mit Scherz zu würzen, iſt dem guten Geſchmacke nicht entgegen. Vorzüglich denkenden Gelehrten iſt es eigen, nach erſchöpfenden

Geiſtesanſtrengungen ſich gemäßigteren Denkgegenſtänden zu überlaſſen, auch wohl hinzugeben einem anſtandsvollen Scherze. Dergleichen Erholungen gönnten ſich die ernſthafteſten Gelehrten der Vorzeit; nur hatten ſelbſt ihre Scherze und Vergnügungsarten die Farbe des Gelehrtſeyns. Wie bei dem Scorpionsſtiche nahmen auch ſie die Heilmittel eines vom Studiren verwundeten Geiſtes her vom Studiren ſelbſt, die Denkkraft hingelenkt auf leichtere, die Geiſteskräfte herabſtimmende, Gegenſtände. Dazu dienten ihnen allerlei hieroglyphiſche, ſymboliſche, myſtiſche Vorſtellungen. Man ſetzte darauf keinen weſentlichen Werth, und achtete ſie für Gedankenſpiele, die man dem menſchlichen Denkvermögen zu gut halten müſſe. Daher war dem Wiſſenswürdigen immer beigemiſcht viel Unwiſſenswerthes, dem Ernſthaften manches Scherzhafte. Wo freilich Unverſtand und Aberglaube den Scherz für Ernſt nahmen, entſtand daraus manches Schlimme.

Eben ſo iſt es mit des gelehrten Bauers angeſchuldigter Handguckerei (Chiromantie). Was anders ſind die Charaden, Sylbenräthſel ꝛc., womit witzige Köpfe in unſern Tagen Almanache und Zeitſchriften ausſchmücken, als werthloſe Gedankenſpiele, Ausgeburten einer witzelnden Phantaſie, angenehm der kindiſchen Urtheilskraft, widerlich dem ſcharfſinnigen Denker? Daſſelbe Intereſſe gewährte damals die eingebildete Kunſt, aus den Handlinien zu rathen ſo wohl auf die geheimen Neigungen und Wünſche eines Menſchen, als auch auf ſeine künftigen Schickſale u. d. Auch Schmidt beſchäftigte ſich mit dieſer gelehrten Spielerei, und zwar, wie ſeine Papiere vorliegen, nach gewiſſen chiromantiſchen Kunſtregeln. Aber auch von dieſen Spielereien dachte man damals weniger verächtlich. Man betrachtete die

Chiromantie, als einen Anhang zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften, beſonders als einen Zweig der Phyſiognomik, von Pythagoras erfunden, von Socrates vertheidigt, von Plato gebilligt, von Ariſtoteles behandelt, und bei unſerm Denken noch von Lavater bereichert mit einem Schatze von Erfahrungen. Indeß auch über die Chiromantie hat die beſſere Einſicht den Stab gebrochen und ſolche verwieſen aus dem Gebiete nützlicher Wiſſenſchaften.

Noch eine Eigenthümlichkeit des gelehrten Bauers iſt das Blaſen des „Wetterhorns.“ Daß er ſich damit abgegeben, iſt unzweifelhaft. Die Muſchel, deren er ſich dazu bediente, wurde zu Rodenacker noch 1814 aufbewahrt und vorgezeigt von einem ehrenwerthen Manne*). Auch dieſer Irrwahn war herrſchender Zeitglaube, da man über die Gewittererſcheinung noch in Ungewißheit war. Hin und wieder in größeren Dörfern, die kein Glockengeläute hatten, wurde während eines Gewitters geblaſen das Wetterhorn, beſtehend aus der ſpiralförmig gewundenen Seeſchnecken-Muſchel, genannt: Poſthorn (Nautilus spirula), die einen pfeiffend ſchreckhaften Ton hören läßt. Davon war die Zeitmeinung, daß, ſo weit der Schall gehört wird, das Gewitter unſchädlich vorüber ziehe. Dieſer Zeitglaube war ein Überbleibſel aus dem deutſchen Heidenthume. Schädliche Gewitter hielt man für Wirkungen feindſeliger, oben im Nebenland wohnender Weſen, welche den Erdbewohnern die fröhlichen Erzeugniſſe ihrer Erndte mißgönnten. Wider jedes Übel denkt der Menſch auf Gegenmittel. Das Mittel aber jene mißgünſtigen Weſen zu verſcheuchen, ſetzte der Zeitglaube in das Blaſen des Wetterhorns. Daher

*) Hufſchmidtmeiſter Woyd.

trachteten die Dorfgemeinden begierigſt nach dem Beſitze ſolch einer Naturſeltenheit. Willigſt ſchoß man dazu das Geld zuſammen, und beſoldete einen kunſterfahrnen Wetterhornbläſer (Incantator), zum Verkaufe herumgetragen von betrügeriſchen Landſtreichern, genannt Jacobsbrüder. Indeß jeder Wetterhornbläſer wurde angeſehen mit mißtrauiſchen Augen, und auf ihm haftete ſtets der Verdacht, noch anderer geheimen Künſte, ſeinen Mitmenſchen zu ſchaden, kundig zu ſeyn und mehr zu vermögen, als Brod eſſen. Mit nichts waren die Menſchen ohnehin freigebiger, als mit den verhaßten Namen: Schwarzkünſtler, Zauberer, Hexenmeiſter ꝛc. Dazu war bei dem unwiſſenden Pöbel ſchon hinreichend, wenn ein Gelehrter ſich beſchäftigte, entweder mit Zirkeln, Linien und phyſikaliſchen Experimenten, oder wenn er fremdartige, orientaliſche Schriften bei ſich ſehen ließ, oder eine ſeltſame Naturmerkwürdigkeit im Hauſe hatte. So wiederfuhr einem reiſenden Gelehrten, der in einem Dorfe erkrankte und ſtarb, die Unehre, daß die Bauern ihm ein ehrliches Begräbniß verſagten, weil man bei ihm ein Vergrößerungsglas fand, unter welchem einige Flöhe aufgeſteckt waren, die der Dorfſchulze für eine Brut junger Teufel anſah.

Eine andere Verdacht erregende Naturmerkwürdigkeit war eine ſogenannte Alrune, künſtlich geſchnitzt aus der menſchenförmig geſtalteten Mandragora Wurzel, nach Art eines Kindleins geputzt, die für zauberiſch gehalten und davon vorgegeben wurde, daß ſolche, aus dem Urin eines unſchuldig Gehänkten erzeugt, die geheime Kraft beſitze, Liebeshändel zu erleichtern, Ehen fruchtbar zu machen, Nahrung und Einkommen zu fördern, Menſchengunſt zu gewinnen, u. d. So war es herrſchende Zeitmeinung. Selbſt zu Leipzig durfte um jene Zeit ein großſpre=

cheriſcher Landfahrer es wagen, eine dergleichen Zauberfigur öffentlich zur Schau auszuſtellen und ſogar den hellſehenden Philoſophen, M. Jac. Thomaſius d) aufzufordern, ſeine Zweifelsgründe dagegen öffentlich vorzulegen. Ein dergleichen Alrunengebilde beſaß auch der gelehrte Bauer. Man rechte deshalb nicht mit ihm. Unvernunft und Aberwitz ſterben unter der Sonne nie ganz ab, und der Vollkommenheit iſt ſtets etwas an Unvollkommenheit beigegeben. Dem Pfau, ſo wohlgeſtaltet er iſt, kleben doch einige Ungeſtaltheiten an. Jedes Zeitalter liefert einen Beitrag zu Thorheiten, die geeignet ſind, ſie entweder, wie Horaz, mit dem Hohn der Satyre zu belegen, oder ihnen, wie Erasmus, eine ſcherzhafte Lobrede zu halten, oder ſie auch, bald mit Heraclitus zu beweinen, bald, wie Democrit, zu belächeln. War der gelehrte Bauer ein Affe ſeiner Zeit, ſo waren es andere Gelehrten nicht weniger, und er hatte entweder nicht Einſicht, oder Einbildung genug, eine Meinung deshalb, weil ſie gemein iſt, auch für verwerflich zu erklären. Stets unberührt ließ er den König bei ſeinem gelehrten Kegelſpiele. Nie überſprang er fanatiſch die Bildungsſtufe der Zeit und ihrer Ordnung. Indeß zogen dergleichen gelehrte Tändeleien dem gelehrten Bauer die ſchwere Anſchuldigung zu, er wäre ein Hexenmeiſter, oder er habe, wie die Gelehrten es zierlicher nannten, einen Spiritum familiarem. Sein kirchlicher Lebenslauf bezeugt: „Wegen ſeiner hohen Gaben iſt Er von böſen Leuten gehaßt und geneidet, auch wohl gar, ob ſollte er einen Spirit. famil. haben, beſchuldigt worden; doch hat er es nicht geachtet, ſondern Alles mit Geduld ertragen,

d) Ej. Dissert. de Mandragora. Lips. 1670.

und nach geſchehener Refutation und Ableinung dem lieben Gott, der ſolche Verläumder zu ſeiner Zeit wohl ſtrafen wird, anheim gegeben." Dieſe Stelle, abgeleſen vor den Ohren einer zahlreich verſammelten Volksmenge, bezeugt ein himmelſchreiendes Unrecht, welches dem Redlichen zugefügt wurde. Sogar vor Gericht hatte man ihn angeklagt wegen ſolcher Dinge, die als Verbrechen gegen die Religion mit den ſchwerſten Strafen belegt wurden an Ehre und Gut, an Leib und Leben. Man nannte es auf heiliger Stätte mit den mildeſten Worten das Haben eines „Spiritus familiaris.“ Indeß wiederfuhr dieſelbe Verunglimpfung auch andern hochbegabten Gelehrten. Am erſten befleckten damit Unverſtand und Boßheit einen Socrates, die Zierde des gebildeten Alterthums, durch einen Orakelſpruch erklärt für den Weiſeſten ſeiner Zeit. Dieſer beſonnene, tugendhafte Weiſe ſprach bisweilen von einem gewiſſen Weſen aus der Geiſterwelt, ihm beiwohnend und einwirkend auf ſein Denken und Handeln nicht weniger, als auf ſeine Lebensereigniſſe. Er nannte es ſeinen vertrauten Geiſt. Wohl giebt es hier Tiefen, an denen von jeher die ſcharfſinnigſten Denker zweifelnd verweilten. Man verfiel auf getheilte Meinungen, welche die an ſich dunkle Sache noch unbegreiflicher machten, und nicht weiter führten, als zu einem unbefriedigenden Vielleicht. Andere ließen ſich gar nicht ein auf die dunkle Lehre von der Einwirkung geiſtiger Weſen, und erklärten den ſocratiſchen Geiſt, bald für die perſonificirte Weisheit, bald für ein Ahnen und lebhaftes Vorgefühl künftiger Ereigniſſe f).

---

f) C. J. Besenbeck pr. de gen. Socr. Part. I. Erlang. 1802. Part. II. 1804.
Meiner's verm. phil. Schrift. B. III. S. 5—49.

Anders aber dachten die altmodiſch geſinnten Chriſtenthumslehrer. Dieſe erklärten des Socrates vertrauten Geiſt unbedingt für einen böſen, weil ein den Göttern opfernder Heyde unmöglich einen guten Geiſt könne gehabt haben. Dieſe letztere Vorſtellung war die herrſchende bei dem Pöbel.

Zu des gelehrten Bauers Zeiten war die Rede davon gemein. Die Verſtändigeren bedienten ſich dieſes Ausdruckes, um über das ſeltſame Thun eines Menſchen ihre Verwunderung zu bezeugen. K. Carl V., als er Sleidan's vortreffliche Zeitbücher las, rief verwunderungsvoll aus: „Aut habemus proditores, aut scriptor ille familiaris Spiritus opera ista dicit." — Allerdings! Wo Genie iſt, da iſt auch Geiſt (Genius), der ſich aus urgründlicher Tiefe thätig erweiſ't, und in dem Menſchen Gedanken, Triebe und Kräfte entſtehen läßt, wie von einem Geiſte in ihm, herrührend aus ſchöpferiſcher Urkraft g). — So aber dachte nicht der Pöbel. Bei des gelehrten Bauers vertrautem Geiſte dachte man an nichts Geringeres, als an ein leibhaftes Bündniß mit dem Teufel. So verſchieden iſt der Menſchen Meinen. Aber die Liebe iſt das Höchſte, und wer den Mitmenſchen ſeine Zeit und Kräfte weiht, dem werden ſelbſt ſeine Irrthümer ſo hoch nicht angerechnet; — ihm wird viel vergeben. —

Ch. P. Funke Neues Real-Schuller. Th. II. S. 640. ff.

g) D. Th. A. Suabediſſen Grundzüge der Lehre von dem Menſchen. S. 332. f. Marb. u. Caſſel 1829.

18.

Sein Lebensabend.

Das unternommene Kalenderweſen gewährte dem gelehrten Bauer die angemeſſenſte Beſchäftigung. Er ſtand jetzt in ſeinem fünfzigſten Lebensjahre. Noch war er rühriſch, kernhaft, und eine Abnahme der Lebenskräfte nicht zu bemerken. Mit gewohnter Thätigkeit nahm er Antheil an allen Bauernarbeiten mit Pflügen, Mähen, Dreſchen u. d. Er war der wachſamſte unter allen ſeinen Hausgenoſſen. Jeden Tag weckte er ſeine Leute zur Arbeit: des Sommers mit anbrechendem Morgen, im Winter kam er ihnen entgegen mit dem Lichte in der Hand h). Sein Befehl ordnete die häuslichen Verrichtungen, ſein Blick beobachtete die Beſchäftigten, und, indem er ſelbſt zugriff, ging jede Arbeit leichter von Statten. Merklich beſſerte ſich ſein Haushalten. Der Gerſtenbau gerieth, die Viehzucht ſchlug ein, Handel und Wandel hatten guten Fortgang, ſeine Kinder gingen ihm an die Hand; mit jedem Jahre erſtarkte ſein

h) Kirchl. Lebenlauf.

Vermögenszuſtand. Das ſüße Nichtsthun war ihm fremde. Des Dorflebens Langweile fiel ihm nie zur Laſt, indem er, entweder als Bauer arbeitete, oder als Gelehrter ſtudirte. Einen andern Theil der Zeit nahmen in Anſpruch ſein Briefwechſel mit Gelehrten, ſeine mediciniſche Praxis, Antworten auf allerlei an ihn geſtellte Anfragen u. d. Da ein gelehrter Mann ſich gerne zu dem andern hält, ſo bekam auch er öfters Beſuche von reiſenden Gelehrten, denen man es, den großen Orientaliſten auf Rodenacker unbegrüßt gelaſſen zu haben, eben ſo wenig für recht geſprochen hätte, als in Frankreich denen, welche den berühmten Geographen Samſon unbeſucht ließen. Wer ihn beſuchte, hatte nicht blos das Vergnügen, den ſeltenen Mann von Angeſicht zu ſehen, ſondern, wie es bei wahren Gelehrten herkömmlich iſt, auch den Vortheil, etwas Wiſſenswerthes von ihm zu hören. Von dergleichen reiſenden Gelehrten finden ſich in ſeinem Stammbuche mehrere Namen eingezeichnet, darunter z. B. ein Math. Abasti, der ſich nennt: „Princeps Polesinus,“ und ein Mann von hohem Stande geweſen zu ſeyn ſcheint. Bei allen dieſen Auszeichnungen war er weit entfernt, ein vornehmes Weſen nachäffen zu wollen, wodurch der Hochmuth genährt, und der Familienruin herbeigeführt wird. Alles blieb in ſeinem Haushalten in der wohlgeregelten bäuerlichen Ordnung.

Außerdem beſchäftigten noch andere Plane ſeine väterlichen Sorgen. Dringende Baubeſſerungen ſeiner Wirthſchaftsgebäude ſtanden an; dieſe wollte er noch ausführen und ſeinen Erben ein Denkmal hinterlaſſen, würdig des väterlichen Namens. Verſehen mit den dazu erforderlichen Mitteln, ſchritt er zum Werke, und im Jahre 1661 war daſſelbe glücklich vollendet. Er war aber Beſitzer von drei unmittelbar an einan-

der gelegenen Wirthſchaftshäuſern. Das mittlere war ſein Geburts- und Stammhaus. An dieſem unternahm er einen Haupt- und Grundbau. In der Scheune war ſeine Bibliothek aufgeſtellt. Hie und da werden noch ſeine Namensbuchſtaben geſehen nebſt der Jahrzahl 1661. Auch iſt noch vorhanden ein Schriftſtein von 2 Fuß Breite und 1 Fuß Höhe, eingemauert links am hintern Thorwege i). Darauf ſtehen mit eigener Hand von ihm in hebräiſcher und arabiſcher Schrift zierlich eingegraben die Schlußworte aus Pſ. 121, 8. „Der Herr behüte deinen Ausgang von nun an bis in Ewigkeit.“ Gegenwärtig iſt der Stein etwas verunſtaltet, theils von dem Einfluſſe der Witterung, theils von einer inzwiſchen vorgefallenen Feuersbrunſt. Von einer griechiſchen Inſchrift, deren irgendwo gedacht wird, iſt nichts wahrzunehmen. Warum, fragt man ſich, wählte er aus ſeinem großen Sprachenvorrathe gerade das Hebräiſche verbunden mit Arabiſch? Unfehlbar abſichtsvoll. Wie aber überall bei dem Denkmälern dahingeſchiedener Geiſter, ſo auch hier ein zweifelhaftes Vielleicht — ſchwebten ihm vor fromme Erinnerungen aus den heiligen Sprachen, beſonders an das arabiſche Wort: Almanach, — Kalenderweſen, wodurch ihm die Mittel zu dieſem Bauunternehmen zufloſſen. Nicht weniger erinnerungsvoll iſt das ſogenannte obere Haus. Hier war ſeine Studirſtube nebſt der Sternwarte.

Bald nach dieſen Bauunternehmungen zeigten ſich an ſeinem eigenen Körper die Baufälligkeiten des höheren Alters. Das Knie fing an zu wanken, der Arm ermattete, dahin ſchwand die Lebenskraft; er wurde uach einem ihm geläufigen perſiſchen Ausdrucke:

i) Aus eigener Anſicht des Verf.

„ſchach-matt k). Nun ſtand er von der gröberen Bauernarbeit ab, und überließ Pflug und Flegel ſeinen kräftigeren Söhnen. Selbſt in die Kirche wollten ihn ſeine Beine nicht mehr tragen.

Was ihm zuſetzte, war eine zwar ſchmerzloſe, jedoch hartnäckige Geſchwulſt an den Schenkeln. Sein Zuſtand war der eines Gefangenen, gehalten in engerem und weiterem Arreſte. Bald konnte er umhergehen im Hofraume, bald nur im Hauſe, bald mußte er zu Bette liegen. Dieſer Leidenszuſtand dauerte zehen Jahre. In der letzten Periode wurde er ganz ſieghaft. Mit Ergebung ſahe er dem großen Wechſel entgegen. Er ſehnte ſich nach der Rückkehr in das beſſere Heimath, und traf dazu zeitlich weiſe Anordnungen; — auch ſeinen Sarg ließ er ſich eine gute Zeit vor ſeinem Ende machen. In dieſem Mittelzuſtande ſchwankte er hin bis drei Wochen vor ſeiner Auflöſung.

Unerwartet änderten ſich die Auftritte ſeines Krankenbettes. Er verfiel in eine gänzliche Kraftloſigkeit, und mußte, wie ein Kind, getragen und gehoben werden. Doch, — noch einmal loderte das erlöſchende Lebensflämmchen auf zu einem kurzen Schimmer. Am h. Pfingſttage fühlte er ſich auf einmal ſo belebt, daß er, unterſtützt von den Seinigen, ein wenig an den Eßtiſch gehen konnte. Der Anſchein des augenblicklichen Beſſerwerdens war von kurzer Dauer. Noch an demſelben Abende merkte man, daß Gott ein Anderes mit ihm ſchicken wolle. Der Todeskampf wurde ſchwerer und dauerte ungewöhnlich lang. In gänzlicher Ermattung aller Lebensverrichtungen rang er dreizehn Tage zwiſchen

k) Hergenommen von dem beliebten Schachſpiele der Perſianer.

Tod und Leben, und konnte, wie man es nennt weder erleben noch erſterben. Ein ungewöhnlicher Todeskampf! In der äußerſten Todesſchwäche aber leuchtete ihm noch vollkommenes Bewußtſeyn. In ſtiller Andacht ſein Herz zu Gott gerichtet, ſchloß ſich ſein Auge zum Todesſchlummer ſanft und unmerklich, wie ein Säugling entſchlummert an der holden Mutterbruſt. Die Umſtehenden, zweifelnd an ſeinem gänzlichen Erlöſchen, hielten ihm, um das Aufhören des Athems zu erforſchen, und des wirklich erfolgten Verſcheidens gewiß zu ſeyn, eine Feder an den Mund. Er war vollendet. Seine friedensvolle Heimfahrt hielt der achtungswürdige Greis im Jahre 1671 am 26. Juni Abends zwiſchen 5 und 6 Uhr. Im Todtenbuche iſt ſein Ableben bemerkt mit den Worten: „Herr Nicol Schmidt, ſonſt Künzel oder der gelehrte Bauer genannt, wurde beerdigt den 27. Juni 1), alt 65 Jahre, 22 Wochen und 6 Tage. — Lange genug gelebt in der Schule des menſchlichen Daseyns und Wirkens! Irdiſch genau erfüllt an ihm war, was er in ſeine Liederſammlung einzeichnete:

In dolore nascimur,
In labore vivimus,
In luctu decedimus,
At surgimus cum jubilo! —

---

1) Nach dem gedruckten Lebenslaufe am 28. Juni.

19.

Seine letzten Stunden. Leichenbegängniß. Hinterlaſſene.

Der große Philoſoph J. Lock, als er auf dem Sterbebette das Annähern der letzten Stunden wahrnahm, hieß ſeine Diener und alle Umſtehenden ſich entfernen, und wendete ſich gegen die Wand. Warum? dies wird nicht angezeigt. Gewiß aber wird kein Weiſer zu Zeugen ſeines letzten Kampfes um ſich haben wollen pöbelhaft geſinnte Menſchen, die gewohnt ſind, eines Sterbenden letzte Stunden abergläubiſch in Verbindung zu ſetzen mit ſeinem Erdenleben, und in den Ereigniſſen ſeines Sterbebettes wahrzunehmen Andeutungen für ſein Schickſal Jenſeits. Der Anblick eines Sterbenden macht ſtets einen tiefen Eindruck auf die Umſtehenden, und ihre Anſicht richtet ſich nicht blos nach der Stufe ihrer Cultur, ſondern vornehmlich nach den vorgefaßten Meinungen, die ſie von dem Sterbenden hegen. Darnach beurtheilen ſie den Todeskampf, unmittelbar vorhergehend vor dem Sterben. Unglücklicher

Weiſe herrſchen bei dem Pöbel gerade für dieſen feierlichen Act noch ſo viele Arten des heydniſchen Aberglaubens, am meiſten ein abergläubiſches Merken auf den letzten Kampf eines Sterbenden, herrührend von dem Fluchſpruche (Devotio) der alten Welt über grobe Staatsverbrecher, worin unter andern geſagt wurde: „Stöhnen ſoll er bei ſeinem Sterben vor Schmerz und Wehe. Fliehen ſoll ihn der Tod, den er herbei wünſcht. Erſt nach einem lang und ſchwer gekämpften Todeskampfe ſoll der Geiſt von hinnen fahren aus dem ausgemergelten Körpergerippe!" — Eine ähnliche verdammende Stimmung erhob ſich bei des gelehrten Bauers Dahinſcheiden. Sein Heimgehen, ſo ſanft und rührend ſeinen Freunden, war Spott und Ärgerniß ſeinen Feinden. Um ſo herzlicher und thätiger waren die Beileidsbezeugungen ſeiner theilnehmenden Freunde. Rettung freilich des Sterbenden überſteigt das Maaß menſchlicher Kräfte. Wohl aber wird ſein Zuſtand erleichtert und verſüßt durch freundliche Zuſprache, durch Theilnahme, durch Gebet und Tröſtungen der Religion, die auch denen nicht fehlen ſollen, deren Bewußtſeyn ganz erloſchen zu ſeyn ſcheint. Wer kennt den inneren Zuſtand der Sterbenden?

Dieſe edlere Behandlung, gepflanzt auf den Stamm des chriſtlichen Alterthums, genoß derſelbe in vollem Maaße. Um ihn zu beſuchen und zu tröſten, eilten herbei viele Perſonen aus hohem und niederen Stande. Vorzüglich die Geiſtlichen der umliegenden Städte und Ortſchaften behandelten ihn an ſeinem Sterbetage mit der ausgezeichneteſten Sorgfalt. Sie wichen nicht von ſeinem Bette, und beobachteten jede Andachtsübung, welche die erſten Chriſten ihren todtkranken (Clinici) Mitbrüdern zu widmen pflegten. Der Lebenslauf berichtet: „Bena-

mentlich an dem Tag und in der Stunde ſeines Hintritts iſt bei ihm geweſen der Wohlehrwürdige Hr. Georg Rödel, wohlverordneter Pfarrer zu Geſell, welcher ihn in unterſchiedenen Fragen gefragt: ob er glaube an Gott den Vater, Sohn und h. Geiſt, und ob er auf dieſen dreieinigen Gott wolle leben und ſterben? Worauf er allemal mit Ja geantwortet, und die Hand dem gedachten Hrn. Pfarrer gegeben, welcher, als er geſehen, daß ſein Sterbeſtündlein herzunahete, den prieſterlichen Segen über ihn geſprochen, worauf er ganz ſanft und ſtille, ohne einiges Rucken und Zucken, eingeſchlafen." —

Sein Beerdigungstag ſetzte die ganze Umgegend in Bewegung. Neugierige ſtrömten herbei von allen Orten, um Zeugen zu ſeyn von den Trauerfeierlichkeiten. Am geſpannteſten war die Menge auf den Vortrag des Leichenpredigers. Bei allen dieſen Vorgängen hielt der treffende Pfarrer zu Mißlareuth ſich entfernt; die handelnden Perſonen waren die beiden benachbarten Geiſtlichen zu Geſell. Zur Urſache wird angegeben die Abweſenheit des ordentlichen Seelſorgers. Welche Beſchaffenheit es in dergleichen Fällen mit der Abweſenheit eines Geiſtlichen habe, ermißt der Verſtändige von ſelbſt. Schwer iſt oft der Ausweg zwiſchen Reden und Schweigen. Übergeht er Umſtände, worauf das Ohr lauſchender Horcher geſpannt iſt, ſo hält man ihn für gleichgültig oder feige. Spricht er nach Überzeugung, ſo iſt ein Anſtoß da und dort unvermeidlich. Am gerathenſten, man ſucht die Klippe zu umgehen, und überläßt die Rolle, die hinauszuführen man ſich nicht getraut, einem Dritten, der ebeneren Weg vor ſich hat. Einem blos beauftragten Prediger wird ein Wort, zu ſeiner Zeit geſprochen, leicht verziehen. Daher iſt unter Geiſtlichen eine wohlun-

terhaltene Amtsnachbarlichkeit von großem Werthe. Bei Verſtorbenen von einiger Auszeichnung ſind Predigt und Lebenslauf das Wichtigſte, was beachtet wird. Daher rechnet man einen guten Leichenredner nicht mit Unrecht zu den letzten Wünſchenswürdigkeiten eines Verſtorbenen, und hat Werth auch für die Hinterbliebenen. Dieſer Vorzug iſt dem gelehrten Bauer und ſeinen Leidetragenden geworden. Sein Leichenredner war der Diak., Val. Müller zu Gefell, ein noch jugendlicher Geiſtlicher, zwar nicht ſo geiſtvoll und glänzend, wie Eſprit Fleſchier, aber doch ausgerüſtet mit dem Wahrheitsſinn und der Klugheit eines beifallswürdigen Landpredigers, der nicht blos den Fuchsſchwanz ſtreicht und ohne Salz und Würde ſpricht, ſondern der begabt iſt mit einem richtigen Blick in das geheime Getriebe menſchlichen Thuns und Weſens. Zeitgemäß und mit Umſicht ſprach er nach Maaßgabe der Schriftworte Eph. 3, 18. „Chriſtum lieb haben iſt beſſer ꝛc., „von der beſten Wiſſenſchaft des Chriſten." Die Predigt verfehlte nicht ihres Zweckes, und wurde in der Kirche zu Mißlareuth mit derſelben Aufmerkſamkeit angehört, die man um jene Zeit zu Paris dem Pater Bourdaloue zu widmen pflegte. Dieſelbe nebſt dem Lebenslaufe 1672 im Drucke herausgegeben und zugeeignet den Schmidt-Künz'liſchen Relicten, hat ſich weit verbreitet. Was dem Dahingeſchiedenen beſonders zum Lobe angerechnet wird, iſt ſeine beſonnene Selbſtſtändigkeit, daß er in keine der damals herrſchenden, weder religiöſen, noch politiſchen, Schwärmereien ſich einflechten ließ, wie ſein gelehrter Zeitgenoſſe J. A. Commenius, der die Schwärmerin Antonette Bourignon, als eine Gottbegeiſterte zu verehren, die Thorheit beging. Mehr ſcheint er ſich hingeneigt zu haben zu D. Spener's

Schule, welche um jene Zeit das thätige Chriſtenthum, oder, wie man es nannte, die Pietät auszuſcheiden anfing, ſo wohl von der herrſchenden Scheinheiligkeit, als auch von dem werthloſen Wiſſen. Nachgerühmt wird ihm: „Er hat ſich mit Jedermann friedlich gehalten, ſich der Geduld, Mäßigkeit und Gutthätigkeit gegen arme Leute befliſſen, mit wahrhaftigen Worten, freundlichem Geberden und rechtſchaffenen Werken erzeigt. Er hat ſich beides, Gott ſo wohl, als auch den Menſchen, nach Möglichkeit treulich zu dienen befliſſen, ingleichen hat er auch in ſeinem ganzen Leben von der Zeit an da er es gekonnt, in ſeinen Gebet- und andern chriſtlichen Büchern Morgens und Abends fleißig und andächtig gebetet, und ſich aller Pietät, wahrer Gottesfurcht und Frömmigkeit befliſſen, wie er denn auch in der Bibel oder h. Schrift gern und fleißig geleſen, dazu auch den Gottesdienſt, wenn er geſund geweſen, mit höchſter Begierd und Andacht beſuchet, u. ſ w. Um dieſes Lob gegen Läſterer noch mehr zu ſichern, wurde hinzugefügt: „Immaſſen denn ſein Hr. Beichtvater und Seelſorger, A. Dölz Pfarrer allhier zu Mißlareuth ſelbſten das gute Zeugniß giebt, daß er ein gottesfürchtiger und frommer Chriſt geweſen."

Die Körperhülle wurde verſenkt in des Kirchhofes gefälligſter Mitte. Der Grabeshügel, von mir beſucht am 23. Oct. 1815, zwar eingeſunken, doch unberührt erhalten, iſt geziert mit einem ländlichen, im J. 1776 erneuerten Kreuzgeflügel. In der Mitte des kunſtlos gemalten Schildes erblickt man auf weißem Grunde einen Greis im ſchwarzen Gewande, prieſterlich geziert mit einem weißen Überſchlage, mit gefalteten Händen knieend vor einem Crucifix, und den Blick andachtsvoll emporgerichtet

zur wolkenloſe Himmelsbläue. Auf der Nebenſeite der Kapſel lieſt man folgende Inſchrift:

Hier ruhet wohl der

weiland Ehren veſt und

Wohlgelehrte Herr

Nicolaus Schmidt,

ſonſt Künzel genandt, war

geb. zu Rothenacker Ao. 1606.

Sein Vater war Johann Martin Schmid,

die Mutter Fr. Catharina, eine

geb. Känlerin. Sein Großvater

hat geheiſen Kun oder Konrad,

daher der Nahmen Künzel, von

wegen ſeiner Gelehrſamkeit

ihm beigenannt worden.

Seiner Bahre waren gefolgt die Wittwe, Eliſabeth, mit ſieben, theils verheuratheten, theils noch unverſorgten, Kindern. Lorenz, Einwohner

zu Oberkoßkau, ſtarb bald nach dem Vater, mit Hinterlaſſung einer Tochter, Katharina. Der zweite Sohn, Nicol, war anſäſſig zu Rodenacker, und Eliſabeth verheurathet an Hans Sachs zu Willersdorf. Georg, der dritte Sohn, des Vaters Liebling, machte der Familie am wenigſten Freude. Blos um der mediciniſchen Bücher willen hatte der Vater ihn, wie aus gleicher Urſache Th. Paracelſus den ſeinigen, zur Medicin angeführt; er war aber leichtſinnig, trotzig und fing, wegen einer vermeintlich unterſchlagenen Baarſchaft, mit ſeiner Mutter einen Proceß an, der, wie immer unter Blutsfreunden, geführt wurde mit größter Erbitterung. Nützlicher, als der chemiſche Apparat, wären ihm geweſen Senſe und Flegel. Georg Matthäus verſtarb ledig. Die beiden jüngſten Töchter, Eva und Katharina, beweinten des Vaters Tod im ledigen Stande.

Über dem Staube eines hochbegabten Erdenpilgers ſteht der denkend fühlende Wanderer, er hebt ſinnig den Blick empor in die Räume der Unendlichkeit, wo der verſchlungenen Zeitpfade Räthſel ſich enthüllen in Licht und Klarheit.

Sein Büchernachlaß, ſieben Schlagfäſſer voll, gleichheitlich vertheilt unter die Erben, wurde zerſplittert in viele Hände. Die orientaliſchen Schriften und Kalendertabellen, ſind öfters für Zauber- und Hexenbücher gehalten und Behufs der Schatzgräberei theuer erkauft worden. Noch lebt des Verklärten Andenken in matter Erinnerung, gleich dem letzten Schimmer der heimgegangenen Abendſonne.

20.

Schlußbemerkung.

Iſt der gelehrte Bauer für andere ſeines Standes ein Muſter der Nachahmung? Auch dieſe paradoxe Frage brachte man in Anregung m). Eine genauere Erörterung derſelben liegt außer dem Geſichtskreiſe des einfach berichtenden Biographen.

Der gelehrte Bauer war ein Original-Genie, wie ſolches nicht jedes Dorf erzeugt und reifen läßt. Aber auch dem fähigſten Kopf iſt es nicht anzurathen, weder mit den höheren Wiſſenſchaften ſich zu befaſſen, noch dem Selbſtunterrichte ſich hin zu geben. Dem Bauer Künzel zwar iſt ſeine Freude am Gelehrtenweſen zu verzeihen. Was ihn aber dazu berechtigte, war nicht ſein Stand, ſondern das hohe, von Gott ihm verliehene, Talent, ſo wie vorzüglich ſeine reine, unbegrenzte Vorliebe für das höhere Wiſſen, und zugleich ſeine Beſcheidenheit, ja! ſeine Demuth bei großem Wiſſen, und dabei

m) Erl. Voigtl. St. I. S. 49. ff.

doch ein treues, unverbrüchliches Anhangen an ſeinem angebornen Beruf. Eben dies war ſein innerer Beruf, die Quelle ſeiner Lebensthätigkeit, die der Menſch nicht austilgen kann, ſondern gehörig bilden und ordnen ſoll. Es iſt unrecht, zu fordern, daß Niemand einer Thätigkeit ſich überlaſſen dürfe, von welcher der praktiſche Nutzen nicht ſofort ſich nachweiſen läßt. Im Gebiete der Wiſſenſchaften führen auch ſpielende Verſuche oft zu wichtigen Erfindungen. In Anſchlag kömmt auch das Vergnügen, welches höhere Einſichten gewähren n)?

Gleichwohl war Schmidt's Gelehrtenleben wenig beneidenswerth. Lebenslang klebte ihm der Vorwurf an, ſeinen ordnungsmäßigen Standes- und Berufskreis überſchritten zu haben, — daß Ehrgeiz ihn beherrſche und die Sucht, andere ſeiner Standesgenoſſen überglänzen zu wollen. Des Sonderlings Leben findet nie Beifall. Bei aller ſeiner Demuth ſchimmerte doch immer etwas vom Gelehrtenſtolze hervor, der im Selbſtgefühle des höhern Wiſſens anmaßend ſich aufbläht. Daher Neid, Mißgunſt, Verläſterung, ſogar Verfolgung, bis zu ſeinem Tode. So viel ihm auf der Einen Seite zuging: eben ſo viel wurde ihm auf der andern entzogen von Neidern und Spöttern. Ein Loos, wenig wünſchenswerth. „Gebt, ſagte ein Weiſer der Vorzeit, gebt mir doch zur Belohnung nicht Güter, um die viele mich beneiden, und wonach noch mehrere geizen!" Was Achtung erwirbt, iſt nicht eine entgegengeſetzte, ſondern eine weiſe, geregelte Lebensführung. Wer nur bewundert zu werden ſtrebt, macht ſich lächerlich und verhaßt.

---

n) „Quid tibi, inquis, ista proderunt? Si nihil aliud, hoc certe sciam, omnia augusta esse, mensus Deum!" Senec. Nat. quaest.

Wie gewagt überdies für einen Landmann, neben der Laſt des bäuerlichen Berufes noch auf ſich zu nehmen die zeitraubenden, erſchöpfenden und nicht ſelten weniglohnenden, Arbeiten des Gelehrten! Wohl giebt es im Gebiete der menſchlichen Seelenkräfte ein gewiſſes Maaß überwiegender Talente und Neigungen zu irgend einer beſtimmten Lebensweiſe. Eben hier findet ſich Eine von den Quellen zu den größten Wagniſſen. Immer aber hat das Talent weniger zu bedeuten, als begeiſterte Vorliebe. Dieſe, nur dieſe, iſt es, die bei Schwierigkeiten, bei fehl geſchlagenen Hoffnungen, bei Verluſten, Kränkungen u. d., das Leid verſüßt, welche die Thräne der Wehmuth, wie eine liebende Mutter, ſanft abtrocknet, und das Hoffnungsflämmchen nicht erſticken läßt. Die menſchliche Geſellſchaft bedarf weit mehr der arbeitſamen Hände, als der grübelnden Köpfe. Was den Landmann ziert, was ihm nützt, ſind nicht aufgehäufte Bücher und mathematiſche Inſtrumente. „Lieber, ſagt ein geſchätzter Schriftſteller unſerer Tage, lieber kehre man es um, und gebe ſo Vielen, die nur aus Müſſiggang und Neugierde leſen, anſtatt der Bücher, die nützlichen Acker-Inſtrumente in die Hand. Der Bauersmann ſey ein Kraftmann, nicht mit der Feder, ſondern mit dem Pfluge; nicht mit dem Kopf, ſondern mit der Fauſt.“ Dabei aber bleibt immer der einſam denkende und wirkende Kopf eine bemerkenswerthe, achtungswürdige, Erſcheinung. Große Talente aber, die in der Zeit untergegangen ſind, kehren nicht wieder — ſo lange bis dieſelbe Zeit wiederkehrt. Erſcheinen ſolche aber; ſo ſind ſie eben darum, weil ſie ſelten ſind, beachtenswerth und des Andenkens würdig. Am Ende beſitzt und genießt Jeder in ſeinem Stande nur dasjenige, was er ſich vermittelſt des Gemüths erwirbt und bereitet. Je-

des redliche Streben trägt eine höhere Bedeutung in ſich denn Alles, was die Wahrheit erkannte, was die Liebe that, reicht über dieſes Leben hinaus, und der Gott der Liebe hat das Siegel der Ewigkeit aufgedrückt jedem in Kunſt und Wiſſenſchaft ihm geweihten Bemühen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Druckberichtigungen.

Seite.	Zeile.				
4	10	von unten:	die,	iſt zu leſen:	der.
7	7	von oben:	dieſelben,	= = =	dieſelbe.
8	8	= =	ihm,	= = =	ihnen.
18	2	= =	Gibeoriten,	= = =	Gibeoniten.
—	12	von unten:	lautatus,	= = =	laudatus.
21	2	= =	hervorgezogen,	= =	hervorgegangen.
26	17	= =	Phantaſiren,	= =	Phantaſieen.
32	7	= =	ward,	= = =	war.
42	10	= =	Rheaii,	= = =	Rhenani.
49	2	= =	Jar,	= = =	Jahr.
56	3	= =	meteoroligiſche,	=	meteorologiſche.
61	13	= =	geſcheidert,	= = =	geſcheitert.
62	9	= =	mehr,	= = =	umher.
77	5	= =	Phiologe,	= = =	Philologe.
88	12	von oben:	den,	= = =	dem.
103	5	von unten:	ansgezeichneter	=	ausgezeichneter.
108	1	= =	iſt nach Kelche, das Komma zu ſtreichen.		

Einige ſonſt noch bemerkbare, kleine Unrichtigkeiten wird der geneigte Leſer gerne überſehen.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherber, Johann Heinrich

Leben und Selbstbildungsgeschichte des gelehrten Bauers, Nicolaus Schmidt, sonst Künzel benannt zu Rodenacker im Voigtlande ein Beitrag zu der Gelehrten- und Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts ; zum zweihundertjä hrigen Andenken an den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges im Voigtlande

Schleiz 1832

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Bg.o.331
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11746324-4